



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

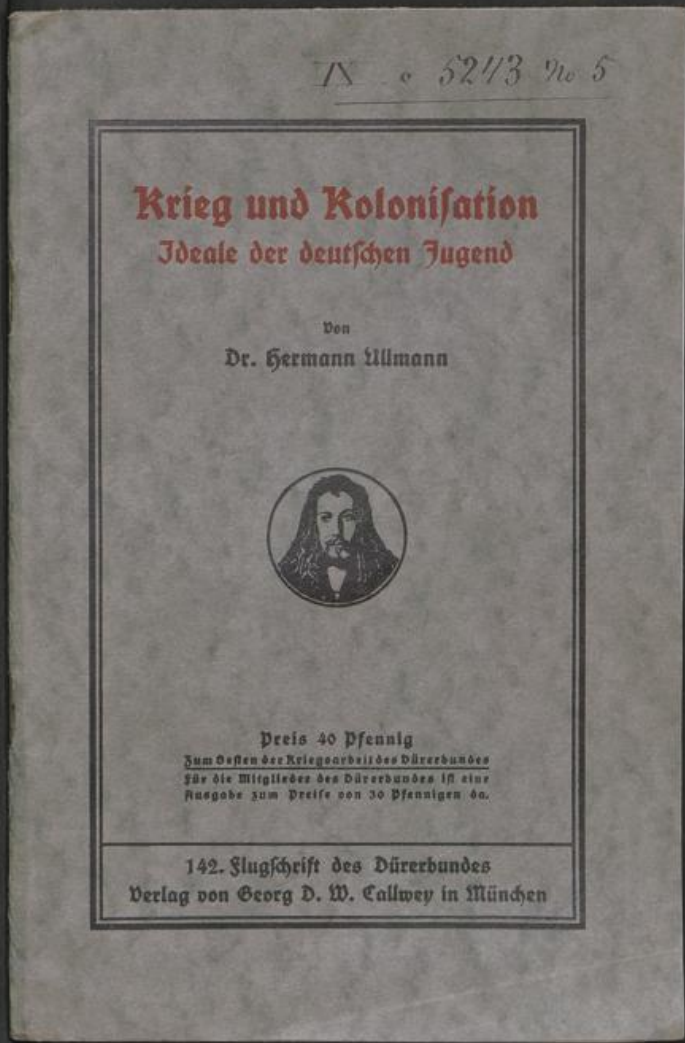
DFG-Projekt "Digitale Sammlung Deutscher Kolonialismus"

Krieg und Kolonisation

Ullmann, Hermann

München, [ca. 1915]

urn:nbn:de:gbv:46:1-12356



IX . c 5243 No 5

Krieg und Kolonisation

Ideale der deutschen Jugend

Von
Dr. Hermann Ullmann



Preis 40 Pfennig

Zum Besten der Kriegsarbeit des Dürerbundes
für die Mitglieder des Dürerbundes ist eine
Ausgabe zum Preise von 30 Pfennigen da.

142. Flugschrift des Dürerbundes
Verlag von Georg D. W. Callwey in München

1922: 607
E.



IX.c.5243-5

Krieg und Kolonisation Ideale der deutschen Jugend

Du warst unsichtbar mit uns gewandert den ganzen goldenfrischen, in klaren Farben leuchtenden Herbsttag. Warst mit uns auf den lieben Heimathöhen gestanden und hattest ins gesegnete Land hinausgesehen, warst durch das Thal vor uns geschritten, mit deiner schlanken, aufrichtadligen Gestalt und deinen festen, sicheren Bewegungen, hattest mit uns am Waldhange gerastet, wie so oft wohlilig zurückgeschmiegt ins Gras, dem für dich nicht leichten Wochenalltag entrückt und große Träume in deinen klugen Augen. Bis wir mit einemmal daran dachten: du stehst ja jetzt so hoch und ferne über uns, daß wir dir nur sehnsüchtig nachblicken können: setzt für das, was wir nur still und voll großer Vorsätze lieben können, dein Blut ein, bist dem Herzen der Heimat draußen vor dem Feinde tausendmal näher als wir, hast ein tausendmal tieferes Recht als wir, dich deutsch zu fühlen, der Gemeinschaft würdig eingegliedert, die uns alle umfaßt und die uns das Heiligste aller Lebensgüter bedeutet. Wie drängte sich unsere Liebe doppelt an dich, ferner naher Freund, wie fühlten wir, daß wir durch dich teil hatten an dem unendlichen Opfer! Unsere Sehnsucht war bei dir, und der Schmerz, von dem größten Manneserlebnis, allem heißen Bemühen zum Troste, durch eine kleine Willkür des Schicksales, einen Zufall unerbittlich ausgeschlossen zu sein, mischte sich wieder aufs neue in die Gedanken, die dir nachfliehend in die große Welttrauer und Welthoffnung mündeten. Glücklicher Freund, dein Leib war gefährdet, deine Seele aber war geborgen in dem großen freien Gewissen unseres Volkes, in der göttlichen Notwendigkeit des Weltgeschehens, dem du dich gläubig, freudig und freien Willens hingegeben hast.

Und nun, auf dem Heimwege durch die Sternennacht, erfuhren wir: er ist tot. Da war für einen Augenblick der Sinn der Welt und ihres großen Geschehens verlöscht. Die heilige Ordnung der Sterne, ihr ewiger Gleichklang droben war Hohn auf uns Erdbgebundene, Preisgegebene. Eine stumpfe Willkür, der wir, die ein-

zelne Menschenseele, nichts bedeuten, beherrscht uns, ein ungeheures sinnloses Nichts droht uns entgegen, wo wir, fromm und ehrfürchtig der Unendlichkeit uns weihend, ein liebend waltendes, wenn auch strenges Schicksal träumten. Welcher Sinn konnte darin liegen, daß gerade sein Leben, ein Leben voll reichster Hoffnungen, das eben erst sinnvoll begann, vernichtet wurde? Vernichtet im Kampfe mit einer gleichgültigen, unpersönlichen Masse? Welche Ordnung konnte es zulassen, daß höchste Kräfte zerstört wurden, ehe sie wirken konnten, daß heiliges Wachstum erstickt wurde, das sich frühlingsfroh regen wollte — von irgendeiner seelenlosen Maschine gemordet, die wohl ein seelenloser Kriegsarbeiter, nicht einmal ein begeisterter Kämpfer lenkte? Ehrfurcht vor dem unendlichen Werte jeder Menschenseele wie der seinen fordern wir vom Schicksal, von seinem Walten. Wenn es Seelen wie diese uns raubt: dann soll es nicht gleichmütig, stumpf, im plumpen Massenmorde geschehen dürfen. Der Blick zum gestirnten Himmel, der uns eben noch das ewige Gesetz ahnen ließ, war wie eine Anklage.

Verewigter Freund, verzeih uns. Wir dachten zu viel an uns und unseren weichlichen Schmerz. Dein Tod fordert ein anderes Gefühl. Wir können dich nicht so klagend, leidend, ohne Preis, der unermesslich ist, ohne Höchstes zu fordern, hingeben. Wie ein fernes Licht ringt es sich durch das Chaos. Wir sehen immer deutlicher: ob all dies Opfern des Besten und Röstlichsten einen Sinn hat oder nicht, das hängt von uns ab. In unsere Hand ist es gelegt, ob dein Tod ein empörend plumper Irrtum, ein hassenswerter Zufall sein soll oder ein heiliges Blutzugnis, dem höchstes Menschen- und Weltheil entblüht. Hätte dies Leben und Sterben um uns keinen Sinn: wohlan, so müssen wir ihm einen geben. Nie werden wir ihn ergründen und ergrübeln als Tatsache; aber wir können ihn schaffen als Aufgabe. Wir müssen es, wenn wir uns nicht selbst aufgeben wollen, wenn unser Leben nicht tierische Daseinsgier, feiges Dahindämmern, eine Lüge wider uns selbst und unser Wesen sein soll. Unvergeßlicher Freund, du bist nicht umsonst gestorben, weil du nicht vergeblich geopfert sein darfst. Heilige Gebote, zwingende Gesetze erheben sich über deinem Grabe irgendwo in Feindesland. Wir, denen es versagt blieb, mit dir unser Opfer darzubieten, können ja nicht weiterleben ohne dich, wenn wir nicht unablässig daran arbeiten, die große Schuld gegen dich zu tilgen. Du bist für uns gestorben, wir wollen für dich leben, solange wir nicht so unmittelbar, mit unserem fließenden Blute uns hingeben können. Für dich und die Sache, der du dientest, als du in die Reihen der Kämpfer tratest. So bitter es für uns war, zurückzubleiben, vielleicht ist es uns vergönnt, auch an der Stelle, an die uns das Schicksal gezwungen hat, Tapferkeit beweisen zu müssen.

Noch dein letzter Brief erschütterte uns: du inmitten täglicher Todesgefahr, in einem Leben voll Entbehrungen, in dem alle Kraft erfordert wird, um das nackte Ich zu erhalten — du dachtest in den großen tatlosen Kampfpausen mit banger Sorge an unser Volk und an das, was nachher sein würde. Sprachst von verderblichen Irrtümern, die unter den Zurückgebliebenen schon jetzt aufstehen, ehe wir den Kampf zu Ende gekämpft haben. Herr unserer Schlachten,

lass' über den Sieg hinaus unser Volk mehr nach Aufgaben als nach Beute trachten! Mehr nach deutschen Menschen als nach deutschen Gütern! Bewahre es vor den Reimen jener Verderbnis, die wir an unseren westlichen Gegnern hassen, mache es stark, inneren Rechtes froh gegen die schlecht beherrschten Horden des Ostens. Laß nicht den heiligen Sinn, den unsere herrliche Ausfahrt zum Kampfe hatte, schmälern von feigen Krämern und Selbstsüchtigen, die in jedem Volke aufstehen, wenn es reich und mächtig wird. Nicht für Reichtum und äußere Macht unseres Volkes geben wir draußen unser Leben hin, sondern für seine Freiheit und sein sittliches Recht. Daß nicht eines mit dem anderen vermischt werde! Das Volk, in diesem Kriege mehr als je der Held, gegen den alle einzelnen weit zurücktreten, das Volk wache darüber, daß reinlich geschieden werde zwischen den heiligen Zielen, die die Gesamtheit hat, und den unheiligen, die immer auch bei solchen Erschütterungen des Weltgewissens von einzelnen verkündet werden. In der Opferfreude der ersten Wochen lebte ein heiliger Wille der Gesamtheit, der nicht auf größeren Reichtum, größeren Glanz schlechthin zielte, der tiefer griff, bis zu den sittlichen Verheißungen wahrhaften Heiles, eines edleren Zustandes im Volke, eines freieren, Gott näheren Daseins.

Schlimm genug, daß sich der Westen, der ohne Zukunft ist, mit dem Osten, der die Zukunft rauben will, statt sie zu erarbeiten, verbünden durfte wider uns; schlimm genug, daß wir unsere Kraft, die wir gegen den Osten so nötig hatten, nun zu so großem Teile gegen den Westen verbrauchen müssen. Wir müssen durch dieses Schicksal hindurch und die europäische Kultur nicht nur gegen die östliche Barbarei, auch gegen ihre Renegaten verteidigen. Eine ungeheure Aufgabe; ungeheuer auch wegen der Versuchung, die in ihr liegt: den ursprünglichen Sinn des Weltkrieges zu verkennen. Er begann als ein Krieg um das Recht auf Kolonisation: daher riß er alle Parteien und Schichten unseres Volkes mit sich fort. Gegen den Einbruch des Barbarentums, das von Europa fernzuhalten war, schlossen sich die beiden Staaten im Herzen Mitteleuropas zusammen. Mögen noch so viele und zwingende militärische Notwendigkeiten davon ablenken: jenes Hauptziel muß bestehen bleiben, um unseres inneren Rechtes, um der ethischen und politischen Zukunftsaufgaben willen, die wir den Generationen nach uns vererben sollen.

Wir werden's durchhalten. Aber wir dürfen mit dem Siege allein nicht zufrieden sein. Er muß genützt werden, nicht zur Mehrung der Güter und der äußeren Macht allein, vor allem zur Stärkung unserer inneren Gesundheit. Wer jetzt in den Reihen steht mit den einfachen Leuten, den Arbeitern und Bauern zusammen, der weiß, was das Volk will. Nicht englische Großstädte, französisches Rentnertum, belgischen Industriesumpf — sondern Land, Heimstätten, eine gesunde Ordnung des Lebens, Luft, Licht, Freiheit des Atmens für sich und die Kinder. Alles, was an Reformwille, an kolonisierender Deutschtum in unserem Volke lebt, muß nachher zur Tat reifen dürfen; vor allem der lange, seit einem Jahrhundert vernachlässigte Acker des Ostens muß gepflügt und neu bestellt werden. Kein Volk kann innerlich gedeihen, das nicht über sich selbst, über sein eigenes bloßes Wohlergehen hinaus wirken will. Im Westen

können wir nicht über uns selbst hinaus wirken: weder an Franzosen noch an Engländer können wir deutsche Art und deutsche Kräfte wenden. Im Osten ist noch alles zu tun: ja, hier bleibt uns keine Wahl. Entweder wir kolonisieren hier, mit einem Maß von Herrschaft ausgerüstet, das dazu nötig ist, oder wir werden doch noch von der asiatischen Flut überschwemmt. Bei Entscheidungen wie der gegenwärtigen, bei Opfern wie diesem darf der Blick nicht bis zur nächsten Generation allein, muß er über sie hinaus zu weiteren, künftigen schweifen. —

So gabst du in deinen Briefen Gespräche wieder, die euch draußen beim tagelangen Warten auf den Feind, beim Lesen der Zeitungen aus der Heimat beschäftigten. Während ich deine und der älteren Freunde Gedanken mitdenke, wird der Schmerz um dich stiller: du hast nicht umsonst gelebt und bist den schönsten Tod gestorben, der möglich ist. Uns anderen steht der tägliche, lang hinausgezogene Kleinkampf bevor gegen Mißverstand, Krämersinn, Parteigeist an falscher Stelle, Selbstsucht und Eitelkeit, Lüge und Heuchelei, gegen alle Nöte des Friedens um uns und nicht zuletzt in uns. Mit allem Bemühen werden wir nie so ganz, so rein, so ohne allen falschen Beiklang der großen Sache, der heiligen Gemeinschaft dienen und uns hingeben können, wie es dir im Tode beschieden war. Wir werden opfern und opfern und doch nie deinem Opfer es gleich tun, nie völlig ruhig und mit uns zufrieden sein können. Und das ist gut so! Das sei die heiligste Wirkung deines Opfers: daß du in uns Lebenden eine Flamme angezündet hast, die uns durch alle Versuchungen des Friedens leuchten soll. Nicht Trauer gebührt deinem Andenken, verewigter Freund. Arbeit allein, unablässige, nüchterne, treue Arbeit sei die Feier, die wir dir weihen. So sollst du in unserer Mitte leben, bis wir selbst einst als Kämpfer auf unserem Felde, vor unseren Feinden fallen.

I

Die Erinnerung an 1813 ging wie eine gewaltige Mahnung dem Weltsturm voraus, aus dem sich unser neues Volksschicksal gestalten soll. Ehrfürchtig fühlen wir heiligstes Walten in der ungeheuren Steigerung von den Gelöbnissen und Zweifeln des Jahres 1913 zu der großen Erprobung und Erlösung durch die Tat von 1914. Höchstes Gut unserer nationalen Erinnerung, teuerste Ermutigung auch in den schwersten Gefahren unseres Volksschicksales aber wird immer das Erlebnis jener deutschen Jugend bleiben, die als ein neuer Frühling deutschen Denkens und Wollens sich überraschend offenbarte und schon ein Jahr darauf als wahrhaft heiliger Frühling sich zum Opfer darbrachte. Wer einmal das Große dieser Zeit im Tiefsten erfassen will, der muß jene zwei Bilder nebeneinander sehen: deutsche Jugend edelster Art auf Bergeshöhen, in Sonne, Reinheit und Freiheit versammelt zur festlichen Hingabe an die neubelebten Ideale von 1813 — und die jungen Regimenter vorstürmend gegen die Feinde, die alles Heilige des vergangenen Jahrhunderts bedrohen.

Diese „Bilder“ wollen nach ihrem Wahrheitsgehalt gedeutet, nach Möglichkeit ausgeschöpft sein. Wir brauchen ein möglichst tiefes

Verstehen der jüngsten Vergangenheit und der gewaltigen Gegenwart, damit wir für die aufgabenschwere Zukunft möglichst gut und innerlich gerüstet seien. In dem Gesang der todbereiten Scharen, in dem gewaltigen Tritt der Regimenter, die ein Volk in heiliger Besinnung auf seine dauernden und tiefsten Werte darstellen, spricht sich ein Wunsch und Willen aus, der nicht mit der möglichst sachgemäß erforschten Antwort auf die Frage erfaßt ist: Was wollen wir gegen Rußland, England, Frankreich erreichen? Welche Gebiete, Summen, Bedingungen fordern? Noch viel mehr verlangte diese hochstürmende Volksseele der Augusttage nach innerer Erlösung und nach einer heilig-reineren Zukunft, die uns im eigenen Heim erwachsen soll: freilich erst geschaffen und ermöglicht durch eine Neugestaltung, Erweiterung, äußere Umformung dieser Heimat. Diesen inneren Wunsch der Volksseele zu deuten mag die Jugend helfen: daß, was sie in dem Kriege ersehnte, weist in die gleiche Richtung, in die jetzt der innerste Wille der Nation zielt.

Jetzt darf man ja auch von jenen Wünschen der Jugend und von der Richtung, in die sie deuteten, einfacher und klarer sprechen, als sie selbst in der schönen und schöpferischen Trunkenheit ihrer jugendlichen Seele es vermochte und als irgend jemand vor dem Kriege es durfte, der sich der Verantwortung einer solchen vermessenen Deutung über alle sicheren Grenzen hinaus bewußt war. Eben jene Jugend ist auf den Schlachtfeldern zu edelster Männlichkeit gereift und darf entschieden fordern, was sie damals als ein halb traumhaftes Ziel ferner Mannesjahre ersehnte; und jene Ziele stehen nun klar und unverhüllt, im Schein eines neuen Welttages, vor den Augen des ganzen Volkes, nicht mehr nur der Einzelnen und Rühneren. Vor dem Kriege hätte man das Wesen jener Jugendbewegung vergewaltigt, wenn man ihr politische Ideale auch nur allgemeinsten Art zugeschrieben hätte. Einfach deshalb, weil für ihre Ideale (wie für die vieler Deutscher) in der Welt der damaligen politischen Begriffe und Anschauungen kein Raum war. Sie hatten mit der Politik, die damals von den damit Beschäftigten getrieben wurde, so wenig gemein, daß man sie unmöglich in diese einordnen konnte. Es handelte sich um Erziehungs Ideale im eigentlichen Sinn. Die jugendlichen Träger der Bewegung selbst waren sich darüber klar, daß damit deren Grenzen abgesteckt waren. Nur wer nicht auf die Bewegung, wie sie tatsächlich war, in erster Linie achten wollte, sie vielmehr als ein Anzeichen eines tiefer begründeten allgemeinen Zustandes nahm, der konnte freilich schon damals sagen: alle Erziehungsarbeit mündet zu einem Teil in die Politik, muß sich zu einem Teile in dem Verhältnis zum Staat vollenden. Und so konnte man schon damals politische Ideale aus jenen Erziehungs Idealen ableiten. Aber doch nie und nirgends sicher; sie setzten einen so völlig neuen inneren Willen aller politisch wirksamen deutschen Menschen voraus, daß doch eine Erziehung ohne alle „politische“ Bindung das eigentliche und letzte Ziel und alle Gestaltung der Umwelt, des äußeren Lebens und also auch des Staates in weiter Entfernung blieb.

Jetzt, da ein solcher neuer Wille, eine solche tiefe Wandlung des ganzen Volkes und der wertvollen einzelnen sich offenbarte, jetzt

kann man auch von jenen weitweisenden politischen Idealen als von solchen sprechen, die zur Wirksamkeit bestimmt sind, ja notwendig wirken müssen, soll nicht das Wertvollste des gewaltigen Volkso-pfers verloren gehen. Jetzt muß sich erweisen, daß die Nation nicht nur in einem plötzlichen kurzen Aufschwung, in jugendlicher Hoffnung und Sehnsucht schöpferisch war, sondern daß sie instande ist, männlich die Jugendideale in die Wirklichkeit wirken zu lassen.

Daß diese Jugendideale sich am stärksten an den Erinnerungen an 1813 entzündeten, ist kein Zufall. Im ganzen Volke und so vor allem in seiner Jugend lebte eine starke Sehnsucht nach einer Erneuerung jener alten deutschen Werte, die durch die Entwicklung seit der Begründung des Reiches in Gefahr geraten waren. Man erinnerte sich, daß vor hundert Jahren der Grund für alle deutschen Ideale von Volkheit, Vaterland, Freiheit, Persönlichkeit gelegt worden, daß alle deutsche Größe, auch der Aufschwung der letzten Jahrhunderte ohne den reinen Opferwillen, ohne die Ideenkraft jener Zeit nicht möglich gewesen wäre. Wie gesund jene Sehnsucht war, zeigen am besten die Tage, die wir durchleben. Wäre nicht noch ein Hauch des Geistes von 1813 in uns, trotz aller Trübungen und Wirrnisse des darüber vergangenen Jahrhunderts: wie könnten uns Sätze gleich dem Arndtschen: „Der eigentliche Begriff politischer Freiheit ist: höchste, ausnahmslose Herrschaft des Gesetzes“ — als wahrhafter Ausdruck stärkster Gegenwartskräfte erscheinen?

„Wenn Stein vom Staate spricht, steht man im Hintergrunde die Gemeinde der freien deutschen Männer am Male tragen“, so kennzeichnet Meinecke das Staatsideal des größten Reformers von 1813. Aus freier innerer Entschliebung und geklärter Einsicht, nicht durch äußeren Zwang allein, vielmehr in Befolgung eines höchsten sittlichen Gebotes wird der einzelne Bürger in dem Idealstaat der Reformen. Voraussetzung zur Freiheit ist Erziehung zum Bürger. Dasselbe Staatsideal lebte seit Kant in Scharnhorst, Gneisenau, Fichte, Schleiermacher, Wilhelm von Humboldt. Dies Ideal der Einheit von Volk und Staat, nicht der äußeren nur, auch der inneren, ward in jenen Tagen ans Licht gehoben. Jene Auffassung vom Nationalstaate, die im Staat „eine Schule für den Charakter“ sah, jene Ideale, „die nie ganz verwirklicht werden, immer aber wirken können“ (Meinecke) — sie bedeuten den tiefsten Gehalt der geschichtlichen Erinnerungen, die sich um 1813 sammeln. Aber auch zugleich ein ganz besonderes, eigentümliches Gut des deutschen Geistes überhaupt. Jener Hinweis von Steins Staatsidealen auf Formen altgermanischen Gemeinschaftslebens ist mehr als ein äußerlicher Vergleich. Wesensverwandtschaften verbinden das Staatsideal der Freiheitskriege mit den wertvollsten Überlieferungen der ganzen deutschen Geschichte. Das altgermanische Königsideal, die Lehensordnung, die altdeutsche Dorfverfassung, das dithmarsische oder schweizerische Bündnis freier Bauern: sie alle beruhen auf der freien persönlichen Hingabe unabhängiger Männer an eine Gemeinschaft, an eine sittliche Aufgaben, die den einzelnen nicht nur benutzen, die ihn vor allem steigern soll. Wir nähern uns hier den eigensten Wesenszügen der germanischen Völker überhaupt, die immer und immer wieder in jener Staatsform den Ausdruck ihres Gemeinschaftslebens suchten.

Jene Kräfte auch sind's, die Napoleon schließlich überwand (wie sie heute unsern Feinden furchtbar sind): ihnen stand er ohne Verständnis und daher ohne Waffen gegenüber. Diese Grenzen seiner ungeheuren Natur hat wohl auch Blücher in seinem tiefschöpfenden Kindergemüte gemeint, als er gelassen tröstete: „Laßt ihn nur machen, er ist doch ein dummer Kerl“. Und Arndt sah geradezu darin Napoleons weltgeschichtliche Aufgabe: die Deutschen zur Selbstbewußtheit zu wecken. Wir feierten also zugleich die besten und tiefsten Kräfte des deutschen Wesens, wo wir das Jahr 1813 in der richtigen Weise begingen. Und eine Jugend, die das anstrebte, konnte als wahrhaft deutsch, als beste Hoffnung deutscher Zukunft gelten. An ihr zeigt sich denn auch vielleicht am deutlichsten, mit welchen Widerständen jene deutschen Werte und die Ideale von 1813 um das Jahr 1913 zu kämpfen hatten.

Es will uns fast scheinen, als gälten jetzt schon manche Voraussetzungen für die revolutionären Züge an der Jugendbewegung nicht mehr. So scheint es uns jetzt schon fast unmöglich, zu denken, daß der Geist der Schule nach dem Krieg derselbe sein solle wie vorher. Aber damit das Neue sich durchsetze, ist es gerade durchaus notwendig, sich den Zustand vor dem Krieg recht deutlich gegenwärtig zu halten.

* * *

Der Ursprung der Jugendbewegung war: ein Teil der deutschen Jugend suchte nach Lebensbedingungen, die ihr mehr gemäß waren als die allenthalben herrschenden. Seit die höhere Schule für neun Zehntel das Mittel zu Berechtigungen geworden war, hatte sie viel von ihrer Erziehungskraft eingebüßt. Daran änderten alle die halben „Reformen“ der letzten Jahre nichts, sie machten das Übel vielleicht nur noch schlimmer, da sie es nicht an der Wurzel faßten, sondern mehr zu verhüllen trachteten. Jeder gesunddenkende Lehrer fühlte es mit seinen Schülern, ohne ihnen helfen zu können. Sie wurden geistig in ein System eingezwängt, das offiziell den Anspruch erheben mußte, als Erziehungsmittel zu gelten, und das doch den Lebensbedingungen des sich entwickelnden jungen Menschen im wesentlichen entgegenwirkte. Wo alles wachsen will und sollte, denn nur Gewachsenes kann in diesem Garten blühen und weiter fruchten: da wollte man nach dem leblosen Schema einer „allgemeinen Bildung“ künstlich formen, modeln, fertigmachen. Jeder begabte Erzieher empfindet solchen Zustand als unwahrhaftig — viele haben unterdessen schon daran verzweifelt, ihn durch die Schule oder in ihr zu bessern.

Verschärft wurde das Übel durch den neueren Zustand des Elternhauses. Es hat, rein als soziale Einrichtung genommen, womöglich noch mehr von seiner alten Erziehungswirkung eingebüßt, die Eltern müssen ungewöhnliche sittlich persönliche Kraft aufbieten, um die alten Werte der Familie, die durch das natürliche engere Zusammenleben, durch den unmittelbaren Zusammenhang geboten waren, durch bewußt gepflegte zu ersetzen oder zu überbieten. Zu solcher Leistung (ohne die unsere Kultur zusammenbrechen würde), sind noch keineswegs alle Eltern befähigt.

Dabei bedurfte die Jugend der Führung mehr als je. Das öffentliche Leben drang auf der Straße, in den Zeitungen, in den Gesprä-

chen der Erwachsenen früher auf sie ein als unter solchen Umständen erträglich war. Zu früh, ehe noch eigenes Urteil und innere Widerstandskraft aufgerufen werden konnten, fühlte sich diese Jugend beeinflusst, unterworfen, suggeriert von Fragen und Meinungen, die sie nicht übersehen und doch auch nicht meiden konnte. Es fehlte ihr an Ruhe, Ungestörtheit, an jener Stille zur eigenen Entwicklung, die gesunde Zeiten ihrer Jugend immer gewährt haben. Schule und Familie schlossen nur äußerlich ab, gesunde Jugend aber braucht nicht nur äußere Autorität, braucht innere Führung. Wer die neue Jugendbewegung mit all ihrer Oppositionslust, ihrem Widerstand gegen aufgezwungene Formen recht verstand, der fühlte als stärkstes in ihr: Sehnsucht nach berufenen Führern.

Wir mochten diesen Zustand für noch so gefährlich und ungesund halten: wir konnten ihn nicht damit beseitigen, daß wir die Augen schlossen. Jedenfalls hat ihn nicht die Jugend verschuldet, wie manche anzunehmen scheinen, die seltsamerweise in dem Augenblick den Ausbruch der Krankheit mit Unheil- und Verdammungsgebärden verkündeten, da man an ihre Heilung zu gehen versuchte.

Aus sich heraus, unter Führung von Jugendlichen und jugendlich Fühlenden hat eine Auslese der deutschen Jugend einen Weg gefunden, der zu gesünderen inneren und äußeren Lebensbedingungen führt. Mit dem Wandern, wie es der Wandervogel auffaßte, kam ein ganz neuer Lebensstil, eigens für die Jugend geschaffen und in jener Natürlichkeit gewachsen, die die heutige Schule beim besten Willen aller Lehrer nicht zu gewähren vermag. Daher haben sich auch alle wahrhaft berufenen Schulmänner nicht feindlich gegen den Wandervogel und gegen diesen neuen Lebensstil gestellt; sie fühlten: hier entlastet die Jugend selbst die Schule von einer Aufgabe, der diese nicht gewachsen und die doch für jeden verantwortlich fühlenden Erzieher nicht zu umgehen war. Hier erfuhr die Arbeit von Schule und Haus eine notwendige Ergänzung.

Jener neue Lebensstil ist einfach genug zu beschreiben. Er suchte alles, was der Jugend gemäß war und ihr von Haus aus gehörte: neben der gesunden Romantik des Wanderns (die zugleich mit einem Schlags aller Schundliteratur ein Ende macht), vor allem Mäßigkeit, Einfachheit, körperliche Abhärtung und ein überaus inniges Verhältnis zur Natur. Dazu vermittelte die genaue Kenntnis der Heimat, die treulich gepflegte Sitte, mit den Landbewohnern Berührung zu suchen, eine innigere Liebe zum Vaterlande, als je allzu bewußte „patriotische Erziehung“, alle Festreden zu erzielen vermöchten. Durch die Liebe zum Einfachen und zur Natur veredelte sich der Geschmack im allgemeinen außerordentlich; das Volkslied, neuerweckte alte Volkstänze, Beschäftigung mit alter Volkskunst und guter echter Dichtung stellten sehr unmittelbare Beziehungen zu den nationalen Kulturgütern her. Dies alles mußte natürlich die Geselligkeit, zumal sie meist im Freien sich abspielte, heben und verfeinern, es bildete sich eine Kameradschaftlichkeit heraus, wie wir sie bisher nur bei den anderen germanisch geführten Völkern, in Deutschland nur selten sahen. Dazu erzeugte die freimütige und freigeformte Kameradschaft eine Fähigkeit, Andersdenkende anzuhören und sachlich sich mit ihnen auseinanderzusetzen, die leider auch unter Deutschen einst

weilen selten ist und doch die erste Voraussetzung zu jeder staats- und volksbürgerlichen Erziehung bildet. Wenn wir, was Gott gebe, nach dem Kriege über die allzudeutsche Art des „Bekämpfens“ hinauskommen: einander moralisch totzuschlagen, wo wir uns sachlich klären sollten: dann hat die Blüte dieser „freideutschen“ Gesinnung Früchte getragen. Das war ja das Hoffnungsvolle an dieser Jugendbewegung von vornherein, daß sie in freundschaftlichem Gemeinschaftsleben bei allem unbändigen Drange nach Freiheit sogleich innere Formen, persönliche Zuchtmittel schuf. Dem Führer, den man sich wählt, leistet man ehrliche Gefolgschaft. Jeder, der solche Wandervogeljugend kennt, kann das Entsetzen der Philister darüber, daß die Jugend so sehr sich selbst überlassen sei, nur belächeln: aus der Selbstverantwortlichkeit wächst hier jene im tiefsten Sinne „deutsche Zucht“, die wir als unsere heiligste Kraft pflegen und die die sittlichen Ideale unserer großen Führer erfüllt: jene, die auf Selbsterziehung beruht.

Aus diesem inneren Grundsatz, der beim Wandern unmittelbar als Notwendigkeit erlebt wird, leitet sich dann auch die seelische und geistige Haltung dieser Jugend in allen anderen Fragen ab. Nicht nur, weil es zweckmäßig und körperlich zuträglich ist, beim Wandern keinen Alkohol zu genießen, ist diese Jugend in ihrer Geselligkeit abstinent. Sondern weil das heutige Leben, zumal das der Erwachsenen, so mit Alkoholgewohnheiten und mit der Herrschaft des Alkoholkapitals durchsetzt ist, daß es eine Tat innerer Freiheit bedeutet, sich dieser allgemeinen Alkoholtrivialität persönlich entgegenzustellen. Übrigens geht diese Haltung mehr aus dem gesunden Instinkt als aus der Überlegung hervor: die Jugend empfindet eben den Alkoholgenuß in der heutigen kapitalistisch mechanisierten Form noch viel mehr als etwas Aufgedrängtes, denn der Erwachsene. Die Jugend weiß, daß sie „Trunkenheit ohne Wein“ genug in sich trägt, die ihr zu kostbar ist, um sie durch künstliche Reizmittel zu erstellen. Ähnlich aber stellt sie sich zu anderen Berausungen, die die Erwachsenen lieben. Sie empfindet auch Parteijugestion, Phrasenbegeisterung von der üblichen gemachten Art, kurzum alles, was den Stempel der inneren Unwahrhaftigkeit trägt, was wie Erlebnis aussehen soll und doch nur Mache ist, als ihr fremd. Die älteren in dieser Jugend, vor allem die Akademiker, wissen auffallend scharf den Klang von Agitation, sowie er irgendwo das Werben für eine Sache färbt, herauszuhören.

Das zeigte sich sehr deutlich, als sich diese Jugend mit den Führern unter den Erwachsenen fand, die für eine ähnliche „neue“ Lebensstimmung gegen den herrschenden Zustand arbeiten. Diese wollen Verschiedenes, aber sie setzen alle eines voraus: die Erziehung von neu oder anders gesinnten Menschen. In diesem Erziehungswillen sind sie einig, ob sie Bodenreform, „Rassenhygiene“, Erziehungsreformen oder, wie etwa der Dürerbund, ganz allgemein ein stärkeres persönliches Wahrhaftigkeits- und Verantwortlichkeitsgefühl wollen. Die innere seelische und geistige Freiheit, ohne welche die Wahrhaftigkeit in der Lebensgestaltung nicht möglich ist gegenüber allen kapitalistischen oder sonst von außen wirkenden Gewalten, die Möglichkeit für jeden, aus seinen eigenen Anlagen zu wachsen und

auf seinen eigenen Wegen mündig zu werden: diese alte Comenius- und Pestalozziforderung, diese Urweisheit aller großen Erzieher lebt in ihnen allen. Oder wie es ausgedrückt wurde: die Menschen dieser Gesinnung wollen nicht von außen nach innen leben, wie es der Durchschnitt von heute tut, sondern von innen nach außen. Eben das wollte die „freideutsche“ Jugend und was sich mit oder ohne solchen Namen in solcher Gesinnung scharte; so wuchs den Führenden eine begeisterte und reine Jugend entgegen.

Das war nun nicht etwa so gemeint, wie manche allzu eilig und in den Fehler der Schule verfallend, die da „machen“ will, wo alles wachsen muß, es verstanden haben: diese freideutsche Jugend sei nun für die „Reformen“ zu „gewinnen“. Das hätte den Reformen und der Jugend nicht gut getan. Diese Jugend sollte vor allem ihrer eigenen Entwicklung leben. Nur freilich, wie man es so fein geschieden hat: die älteren bedürfen zu ihrer Entwicklung schon der Schulung durch Mitarbeiten an den großen gemeinsamen Aufgaben der Nation. Dazu bieten sich ihnen die Reformbewegungen dar und werden ja auch bereits überall genützt. Andererseits: das Schicksal aller unserer Reformarbeit hängt davon ab, ob genug Menschen, Führer, Arbeiter für sie vorhanden sein werden; der „Ideen“ waren nun vorderhand genug, die Überführung in den Alltag, in die Praxis des Beamten, des Lehrers, des Kaufmanns, des Berufsarbeiters tut not. Aus der freideutschen Jugendbewegung konnten die Reformen schon vor dem Kriege Ermutigung und frische Kraft schöpfen: diese Jugend versprach, treu zu bleiben. Und wie hat sie ihr Versprechen gehalten!

2

Die besonderen Lebensbedingungen der Jugend waren eben nur ein Teil- und Sonderausdruck der allgemeinen Lebensbedingungen der Nation. So bestand eine mittelbare Beziehung zwischen den Wünschen, zu denen die Jugend aus sich selbst und aus ihrem natürlichen Jugendfühlen gelangt war, und den Forderungen der „Reformer“, die von der Erkenntnis der herrschenden Mängel aus nach neuen Lebensformen suchten. Um so mehr, als sich diese Reformbewegungen auch keineswegs noch überall bis zu deutlichen politischen Idealen entwickelt hatten, sondern sich im wesentlichen auch auf Erziehung und Gesinnungsbildung beschränkten. Dabei ist ihnen freilich allen, die zumeist von einer Sonderforderung herkommen, gemeinsam, daß sie auf einen allgemeinen, den ganzen Menschen fordernden Erziehungswillen zutreiben. Insofern müssen sie sich allerdings auch irgendwie mit dem Leben in der Gemeinschaft und mit dem Staat auseinandersetzen. Indessen kommen sie dadurch, da die Politik im üblichen Sinne ihnen Beschränkungen und Kompromisse abzwängt, oft in Widerspruch zu ihrem ursprünglichen Wesen.

Sie wenden sich — das ist ihr Wesentliches — alle gegen jene Züge in unserer jüngsten Vergangenheit, die dieser den Namen einer ausgeprägten Übergangszeit verschafften. Es ist oft genug gesagt worden, worum es sich dabei handelte.

Politisch war diese Zeit durch die Reichsgründung und deren glänzende, dabei aber einstweilen nicht genug sicheren Ergebnisse

bezeichnet, sozial durch den völligen Mangel eines neuen, zeitgerechten Gesellschaftsaufbaus wie durch das Versagen des alten, wirtschaftlich aber vor allem durch einen jäh entwickelten Kapitalismus, der mit früh erkannten großen Wirtschaftszwecken der Gemeinschaft rang. So war eine Überfülle von Widersprüchen und Gegensätzen über eine Generation ausgestreut. Wohl nirgend in der Welt, jedenfalls nirgend in Europa, ist in den letzten dreißig, vierzig Jahren so intensiv und so hastig gearbeitet worden. Wir sollten viel auf einmal leisten: wir sollten einen jungen Staat inmitten sehr alter innerlich ausbauen, äußerlich festigen, und sollten zu gleicher Zeit die Krisen einer gesamteuropäischen, ja einer Weltentwicklung auf den wirtschaftlich-sozialen Gebieten besonders gründlich und ausgedehnt verarbeiten. Kein Wunder, wenn wir vor der Übermacht der Probleme ratlos wurden und oft die technischen Mittel zur Bewältigung des Lebens die Hauptsache für uns wurden, die letzten Zwecke aber dem Auge dieses Geschlechts zu entschwinden drohten. Ja: die Mittel wurden für die Zwecke selbst genommen. Relativismus, Zweifelsucht, Indifferentismus, bei fieberhafter äußerer Geschäftigkeit eine sittlich-seelische Passivität, die oft wie Schwäche anmutete, jene berühmte „Reizsamkeit“, die vielfach schließlich ein Unterliegen gegenüber der Vielfältigkeit dieses Lebens bedeutete und zur inneren Verödung führte: das waren die geistig-kulturellen Zeichen dieser Zeit. Dabei war unser altes Volksgewissen keineswegs tot, niemand von uns war zufrieden mit diesem Zustande. Das Deutschland von 1813 war noch verborgen da und mahnte; das von 1913 aber hatte so ganz andere Aufgaben, daß es die Mahnung nicht zu werten wußte. Die alten, um nicht zu sagen: ewigen, die eigentlich deutschen Anlagen und Kräfte waren noch nicht harmonisch vereint mit den Forderungen dieses Jahrhunderts. Wir hatten noch keinen Stil unseres Lebens, kein deutliches Antlitz gewonnen. Verschlimmert wurde dieser Zustand dadurch, daß wir auf allen Gebieten in der Ungeduld und Hast dieses Zeitalters einen Stil auch nicht ruhig reifen lassen und erwarten konnten. So wurde experimentiert, geklügelt, Scheinwerte wurden wissentlich und unwissentlich erzeugt und gepflegt, das Provisorische gab sich für endgültig aus, bequeme oder selbstsüchtige Erledigung der gewaltigen Gemeinschaftsprobleme gab sich als Lösung, Unwahrhaftigkeit, Talmi, Rausch, Phrase traten vielfach an die Stelle von Schlichtheit, Echtheit, Kraft, Überzeugung.

Die andern Völker, die das gewaltige Ringen in uns nicht kannten und nicht verstanden, haßten uns, teils aus Neid, teils weil sie manche Anzeichen unserer inneren Unsicherheit für brutale Skrupellosigkeit ansahen. Die westlichen Völker, die es ja einstweilen leichter hatten, weil sie sich noch bei ihren alten überlieferten Kulturformen beruhigen konnten, die den Zwiespalt zwischen einst und jetzt weniger tief fühlten, nannten uns Barbaren und Emporkömmlinge; das östliche Halbasien aber entglitt unserem Einfluß, wurde führerlos und nach den Früchten unserer Arbeit gierig. So kam zu unserer inneren Unsicherheit die gefährliche äußere, die das innere Reifen noch mehr erschwerte.

Wir schienen ohne Ziel zu arbeiten wie eine riesige Maschine, die einem ungeheuren Antrieb folgt, aber keinen letzten Sinn in sich

selbst trägt. Dieser Sinn unserer Arbeit war da, wir hatten einen Weltberuf, aber er war uns verhüllt. Wir waren als Volk nicht flach und selbstüchtig genug, uns mit dem englischen „Recht oder Unrecht — mein Vaterland“ zu begnügen — wir waren aber auch noch zu wenig fertig, sahen zu wenig über uns und unser deutsches Reichsdasein hinaus, erlebten unsere Weltaufgaben nicht unmittelbar genug, um noch unerschütterlich zu glauben: daß am deutschen Wesen noch einmal die Welt genesen solle. Die am lautesten solchen Glauben verkündeten, waren oft am ratlosesten, wenn es die Wege zu seiner Betätigung galt. Ohne ihn, ohne Ziele über sich selbst hinaus, kann aber kein echter, lebendiger Nationalismus gedeihen. Das wissen wir jetzt, da wir so vieles von dem haben, was uns vor dem Kriege fehlte, besser denn je.

Gegen diesen Zustand wandten sich nun die Reformer. Sie wollten letzten Endes den deutschen Menschen dahin bringen, daß er nicht mehr sich damit begnüge, die wirtschaftlichen und sozialen Entwicklungen wie Naturvorgänge zu registrieren, sondern sich selbst und seine sittlichen Zwecke zum Herrscher über diese Entwicklungen einsetze. Dazu war nötig: Beseitigung der inneren Unsicherheit, Klärung der Widersprüche und Gegensätze, Ausbau der äußeren Einheit zur inneren.

Sie gingen meist von Erziehungsabsichten auf irgendeinem Sondergebiet aus. Jeder empfand die Halbheit dieser Zustände auf besondere Weise und suchte an seinem Plaze zu bessern. Bald sah man dann, daß man damit nur bis zu den Anzeichen drang, die tiefern Ursachen wurden offenbar, und damit erweiterten sich die Erziehungsabsichten in jener schon angedeuteten Richtung: sie zielten auf den ganzen Menschen. Eins der besten Beispiele für diese Entwicklung ist etwa die ästhetische Reformbewegung, wie sie sich im Dürerbund zusammenschloß, im Heimatschutz und Werkbund auf Sondergebieten ausbildete. Der ästhetische Widerwille, der sich gegen die Stillosigkeit deutschen Lebens, gegen „Renaissance“geschmack und „altdeutsches“ Pathos, gegen Modeunwesen und Snobismus, Unfachlichkeit in Geschmacksdingen, gegen unser Wohnen und Bauen empörte, wurde tiefer gedeutet: wo die äußere Erscheinung sich so verkünstelt und unecht gab, da stimmte etwas im Wesen nicht. Daraus erwuchs die Forderung: Sei wahrhaftig! sei sachlich! Baue so, daß du ein Heim erhältst und nicht bloß eine Fassade mit Zinskasernengreueln dahinter. Baue überall ehrlich! Wenn es sich um Jugend und Erziehung handelt, bedenke was der Jugend und nicht, was irgendwelchen Sonderzwecken zugute kommt. Lerne Rausch und Phrase von echtem Feiergefühl und dauernden Empfindungswerten scheiden. Kunstwerte stehen abseits von Modewerten. Beim Schenken Freude bereiten ist nicht dasselbe wie „Effekt“ machen! Wer beim Einkaufen Surrogate begünstigt, schädigt die deutsche Volkswirtschaft. Das Dauernde, Echte, Nährende muß über das Vorübergehende, Täuschende, Zerstörende siegen. Wer das schwer Erlangbare, Echte dem Surrogate vorzieht, kräftigt die Nation. Und die Forderung: Sei sachlich! sieh nach dem Sinn der Sache! hieß schließlich: Sieh über die Mittel hinweg nach den sittlichen Zwecken, die jeder Sache ihren Sinn geben.

Man merkt schon die Beziehungen zur wirtschaftlichen und sozialen Reformarbeit. Am meisten kam's beim Wohnen und Bauen zur Empfindung. Suchte man auf wirtschaftlichem und sozialem Gebiet nach „Wahrhaftigkeit“ und Sachlichkeit, so geriet man auf den Widerspruch: daß Leistungen der Allgemeinheit, wie sie in den neuen Zuständen sich gewaltig steigerten, der Allgemeinheit nicht zugute kommen. So wuchsen die Bodenreformgedanken, wuchsen genossenschaftliche Bestrebungen aller Art. Die wirtschaftliche Freiheit wurde verlezt? Ein Scheinwert, in der alten vererbten Form nicht mehr brauchbar und nur noch Hülle für unsachliches Wollen. Wo Wirtschaftsfreiheit zur Willkür, zum Privatmonopol führte, widersprach ein solches Wirtschaftssystem den höchsten Zwecken. Die Wirtschaft ist um des Menschen und der Gesamtheit willen, nicht der Mensch und die Gesamtheit um der Wirtschaft willen da: der Geist der Verordnungen über unser täglich Brot.

Die soziale Organisation war mit jenem lange als herrschend hingenommenen, nicht beherrschten Wirtschaftsmechanismus eng verknüpft. Auch das führte zur Unsachlichkeit. Zumal nirgend eine alte, von den neuen Wirtschaftszuständen unabhängige soziale Organisation Widerstand leistete. Unberufene kamen allzu leicht zur Führung, Berufene zu schwer. So litt das soziologische Grundelement nationalen Zusammenlebens: das gegenseitige Vertrauen zwischen Führenden und Geführten. Die Hoffnungen und Forderungen des deutschen Idealismus, der sich ja so eindringlich mit den Problemen der Freiheit, der Persönlichkeit und der auf Freiheit aufgebauten Gemeinschaft befaßte, wurden auf diesem Gebiete vielleicht am ärgsten verleugnet. Die Idee der Nation schloß aus, daß ein Volksgenosse dem anderen gesamt-menschlich übergeordnet war, daß er als Person berechtigt war, den anderen in seiner persönlichen Freiheit zu beschränken; sie verlangte nur funktionell Führende und Geführte. Nur um der Gesamtheit willen und nur in ihrem Namen, nur kraft eines Amtes und Berufes, nicht zur eigenen persönlichen Machtbefriedigung durfte geführt und Gewalt ausgeübt werden: die Idee der deutschen Heeresorganisation.

Von der Erziehung zu solchem Nationalismus in unserem nationalen Gesamtleben waren wir aber noch sehr weit entfernt. Am schwersten rang die Nation um Sachlichkeit, um Scheidung der Mittel vom Zweck in ihrem Verhältnis zum Staate. Auf der einen Seite wirkte noch die ursprüngliche Idee der Nation, der Volkheit von 1813: jenes über die geschichtlich-biologisch-geistige Gemeinschaft des Volkstums sich erhebende, nie vollendete, ewig sich vollendende Ideal einer sittlichen Gemeinschaft. Auf der anderen Seite wurde der geschichtlich gewordene, dieser als Institution bestehende, 1870 gegründete Staat vor 1914 von vielen als Erfüllung dieser Idee empfunden. Damit wurde viel Verwirrung gestiftet. Um die Herrschaft im Staate, wie er ist, ringen die Parteien. Ferner erscheint er namentlich in langen Friedenszeiten an bestimmte soziale Einrichtungen und Formen gebunden. Man beging nun oft den Fehler, daß man das Bekenntnis zu bestimmten Parteien, Wirtschaftsanschauungen, Gesellschaftseinrichtungen *n a t i o n a l* oder *u n n a t i o n a l* nannte, je nachdem man ihren Wert für den

Staat, wie er war, damit bestimmen wollte.* Damit hat man vielfach die Ziele des Staates wie jene Ideale der Volkheit getrübt und entwertet. Der Widerspruch, der hier klappte, wurde zwar gefühlt, aber nicht genug durch sachliche Aussprache geklärt, sondern allzuoft durch laute Schlagworte „überwunden“. So wurden vielfach gerade die am meisten national Empfindenden gegen jede laute Bekundung von Patriotismus mißtrauisch. Sie wußten: eine durch gemeinsame Heimat, Sprache, Geschichte, Abstammung zusammengehaltene Menge von Menschen wird dadurch zur Nation, daß sie eine gemeinschaftliche sittliche Aufgabe erhält; oder wie La Garde es ausdrückt: dadurch, daß ein Ideal verletzt, durch seine Verletzung als Ideal erkannt, siegreich verteidigt wird; daß dann um seine Verteidigung alle sich scharen, die dasselbe Heiligtum haben. Der Geist des Kaiserwortes: Ich kenne nur noch Deutsche.

* * *

Gewiß, auch der Staat an sich, ohne Rücksicht auf verschiedene Abstammung, Sprache, ursprüngliche Kultur kann gemeinsame Kulturwerte schaffen, welche die so Vereinten zu einer Gemeinschaft zusammenschmelzen. Aber wir Deutschen tun besser, eine solche Gemeinschaft nicht „national“ zu nennen (völkisch kann man sie bezeichnenderweise nicht heißen). Wir werden der eigentümlichen Lage unseres Volkstums am besten gerecht, wenn wir scharf zwischen dem Staate als einer historisch-soziologischen Wirklichkeit, einer Institution, und der Nation, besser: der Volkheit, als einer Idee, scheiden, die sich über der soziologischen Wirklichkeit sprachlich-biologisch-geschichtlicher Gemeinschaft erhebt.** So erkennt man am besten, wo wir Deutschen nach 1870 immer wieder in Gefahr geraten, völlig unvergleichbare Kategorien gegeneinander auszuspielen.

Höchst wunderbar hat sich die Idee der Volkheit seit ihrer Geburt vor hundert Jahren mit dem Streben nach dem Staate vermischt. Als die Denker des deutschen Idealismus und die Kämpfer von 1813 die „Einheit von Volk und Staat“ forderten, da verstanden sie ihr Ideal so: die Volkheit in jenem damals eben erkannten Sinne soll den Staat als ihr vornehmstes Mittel, sich zu verwirklichen, nutzen. Es lag nahe genug, zumal unter den weltpolitischen Einflüssen der Zeit, diese Verwirklichung wieder nur durch einen Staat zu suchen, den die Volkheit politisch allein beherrschte, durch den Einheits- oder Nationalstaat — ohne daß man zunächst andere Möglichkeiten für die Nationen sah, ihr ihnen eigentümliches Zielstreben zu entfalten. Dieser Gedanke des Einheitsstaates wurde dann so zwingend, daß man ihm in Deutschland die ursprüngliche Idee (Einheit von Staat und Volkheit) opferte und sich mit einer Vereinigung eines Teiles des deutschen Volkes nicht nur politisch,

* Hier hat ja der Krieg gewaltig geklärt: er zeigte, wie eng scheinbar weit auseinanderliegende Organisationen, wie Heer und Gewerkschaften, in Wahrheit zusammenarbeiten, wie sie in das gleiche große Ziel: Stärkung der Volkskraft, münden.

** Deshalb ist auch der Begriff der „Staatsnation“, den Meinecke geprägt hat, nicht glücklich.

auch ideell begnügte. Man sprach, von der Größe des geschichtlichen Ereignisses überwältigt, von einer Einigung „aller deutschen Stämme“. Man machte sich nicht klar, daß das geschichtlich gewordene Deutsche Reich weder äußerlich noch innerlich jene Einheit von Volk und Staat darstellte, die 1813 gemeint wurde. Man forderte vielmehr jene Wertungen, die den Ideen von 1813 gebührten, kurzweg für den Staat, worüber oft geradezu die Werte, die ihm tatsächlich eigentümlich sind und die jetzt überaus hell hervortreten, zu kurz kamen, und nannte auch in jenem ursprünglichen Sinne Aufgaben, Forderungen, Gesinnungen national oder gar völkisch, die nur in Bezug auf den Staat einen Sinn hatten, nicht aber in Bezug auf die Volkheit. Auf der anderen Seite war es ein gewaltiger Fehler, überhaupt diesen Staat, wie er war, das Reich von 1870—1914 danach zu werten, wie viel oder wie wenig er von Ideen von 1813 oder gar von jener Forderung des Nationalstaates erfüllte. Vielmehr bedurfte er seiner eigenen, nicht allein aus der Vergangenheit bezogenen Wertungen. Freilich wurde dieser Fehler zur gleichen Zeit an vielen Stellen Europas gemacht. Das klassische Beispiel für die daraus entspringenden Irrtümer und Schäden ist Österreich.

Hier wurde der Gedanke der Nationalstaates in seiner dogmatisch-einseitigen Prägung geradezu verhängnisvoll. Er versperrte durch mindestens ein halbes Jahrhundert jede Aussicht auf die Österreich gemäßen und eigentümlichen Möglichkeiten, die Volkheiten durch den Staat zu entwickeln. Entwicklung der Volkheit hieß schlechthin Beherrschung (und wo dies nicht anging: Ausnützung) des Staates, Bildung von Staaten im Staate oder noch schlimmer: „Irredentismus“. Namentlich hat der Nationalstaatsgedanke den politisch und kulturell halbreifen slawischen Völkern unendliche Verwirrung und Hemmung gebracht. Bei ihnen kam eine eigentümliche Wunschverchiebung im nationalen Bewußtsein hinzu. Als kleine und verhältnismäßig junge Völker sind sie alle kulturell abhängig, und gerade die am meisten entwickelten unter ihnen leiden an der Furcht vor der kulturellen Germanisation. Als die deutsche Kolonisationskraft im Osten erlahmte und sie von der Kultur, die sie beherrschte, vernachlässigt wurden, entfaltete sich ein starker, an sich gesunder kultureller Unabhängigkeitsdrang bei ihnen. Da sie ihn nun nicht von heute auf morgen befriedigen konnten und durch langwährende Arbeit an sich selbst nicht allein befriedigen wollten, setzte er sich nicht nur in Haß gegen das Deutschtum, auch in romantisch-utopische politische Selbständigkeitswünsche um. (Das klassische Beispiel ist das monstroöse, auf unklaren geschichtlichen Deutungen aufgebaute tschechisch-böhmische „Staatsrecht“ gewesen.) Daß völkische Entwicklung auch in einem Nationalitätenstaate straffer Fügung möglich sei, ist erst sehr langsam klar geworden. Jetzt wird auf diese Tatsache, die den fortgeschrittenen Kreisen Deutschösterreichs kein Geheimnis mehr war, in Reichsdeutschland mit einer Art Erstaunen und großem Nachdrucke hingewiesen. Aber natürlich meist, ohne die Nutzenwendung auf das reichsdeutsche nationale Empfinden zu machen, daß auch der Reichsdeutsche nicht seinen Staat als die Verkörperung der Volkheitsidee selbst ansehen darf, daß auch der Reichsdeutsche scharf zwischen seinem

Verhältnisse zu seinem Staate und dem zu seinem Volke scheiden muß, wenn er den Staatspflichten wie seinen Volkspflichten nachkommen will. Nicht weil diese einander bekämpften, sondern weil sie auf völlig verschiedenen Gebieten liegen und auch dort ursprünglich unabhängig voneinander sind, wo sie einander unmittelbar unterstützten. Das ist schon aus folgender Erwägung klar: ein wahrhaft völkisches Empfinden muß so beschaffen sein, daß sich in ihm alle Deutschen treffen können; daß es also nicht durch die besonderen Ziele und Lebensnotwendigkeiten der Staaten umgrenzt ist. Losgelöst von den Staaten und doch in ihnen und durch sie wirkend, frei den letzten Zielen nach und doch ehrfürchtig den Mitteln sich fügend, die Zeit und Geschichte darbieten: so muß die zeitlose Idee der Volkheit ihr eigenes starkes Leben hegen und entfalten.

Das kann sie freilich nur, wenn sie einen bestimmten zeitlichen Inhalt, wenn sie bestimmte Aufgaben hat, vor denen sich die Volkheit praktisch und nicht nur gesinnungsmäßig sammeln kann.

Diese Aufgabe, auf welche die inneren geistigen Bewegungen des deutschen Volkes, zumal die Wünsche seiner Jugend, ebenso hindrängen wie die Mächte der weltpolitischen Entwicklung, ist die deutsche Kolonisation.

3

Die Geschichte der deutschen Kolonisation in Mitteleuropa, vor allem im Osten, bedeutet durch Jahrhunderte die Geschichte des deutschen Volkes selbst. Wesentliche Kräfte, ohne die das Deutschtum längst dem politisch mächtigen, kulturell älteren Westen unterlegen wäre, wuchsen ihm ja aus dem Kolonialdeutschtum zu. Von der Reformation bis zum deutschen Idealismus, von der tiefsten religiösen Selbstbesinnung des deutschen Volkes bis zu den Geburtsstunden der deutschen Volkheit und ihrer Staatsidee haben kolonialdeutsche Kräfte wesentlich gewirkt und entschieden. Das Deutschtum würde seine eigenen und tiefsten Werte gefährden, wenn es die deutsche Kolonisation, ihre Überlieferungen und Ziele preisgäbe.

Die deutsche Kolonisation, deren klassisches Feld der Osten und Südosten Europas ist, bedeutet Kulturzeugung. Solche Kulturzeugung ist vom Deutschtum seit Jahrhunderten ununterbrochen in stärkerem Maße und Umfang geleistet worden als von irgendeiner anderen Nation Europas. Aber freilich in einer Form und mit Mitteln, die nicht sichtbare politische Herrschaft bedeuteten. So konnte man leicht in neuerer Zeit den Wert dieser deutschen Taten verkennen und Machtlosigkeit annehmen, wo nur die äußeren Mittel und Zeichen der Macht fehlten.

Diese Auffassung wurde unterstützt durch den Erfolg anderer Kolonisationsmethoden und -bestrebungen, die über Europa hinauszielten und von England in erster Linie vertreten wurden. Seine Arbeit an völlig wesensfremden Rassen, in außereuropäischen Ländern, durch seine Insellage begünstigt, mußte andere Formen und Wege suchen als die deutsch-europäische Kolonisation. Hier handelt es sich nicht um Kulturzeugung, sondern in der Hauptsache um „Zivilisierung“ im eigentlichen Wortsinne. Gewisse für solche Übertragung besonders

gut geeignete bürgerliche Lebens- und Denkformen, die bestimmten kapitalistischen Methoden wirtschaftlicher Arbeit angepaßt und ziemlich starr waren, wurden der Welt, so weit die englischen Schiffe drangen, aufgezwungen. So wirkten die englischen Methoden in der Welt gleichmachend, schematisch, technisch und rationell. Unter dem äußerlich gleichmäßigen Anstrich blieb da und dort die altgewachsene, bodenständige Art erhalten, soweit eine solche vorhanden war — unbeeinflusst, nicht weiterentwickelt von den englischen Kolonisatoren.

Die deutsche Kolonisation, die noch viel zu wenig gekannt und beobachtet ist, sieht wesentlich anders aus. Sie hatte es mit anderm Stoff zu tun; mit Völkern, die sich assimilieren, heranziehen, umgestalten ließen. Ein großer Teil der deutschen Kultur entwickelte sich selbst erst an und mit der Kolonisation im Osten. Das deutsche Geistesleben des 15. und 16. Jahrhunderts ist stark bestimmt von den Gebieten der im 13. und 14. Jahrhundert vollzogenen deutsch-östlichen Kulturarbeit. Das Wesentliche an ihr war Bauernarbeit, in zweiter Linie erst Arbeit des Kaufmanns und des sozialen, politischen Organisations. Arbeit am Boden, Treue zur neuen Heimat, ein unmittelbares Verhältnis zu ihren Eigentümlichkeiten und Werten waren die Kennzeichen deutscher Kolonisation. So blieb nicht immer der Zusammenhang mit dem Mutterland gewahrt (man denke an die Banater Schwaben, die erst jetzt wieder zum nationalen Bewußtsein erwachen, an die deutsch-russischen Ansiedler, die in diesem Augenblick vielleicht als die einzigen Deutschen in der Welt der deutschen Sache völlig entzogen sind). So hatte diese Art von Kolonisation von allem Anfang politische Schwächen, aber kulturelle Vorzüge. Wo immer sie wirkte, half sie dem Bodenständigen, soweit es entwicklungsfähig war, sich weiter zu entwickeln. Das gesamte europäische Slawentum ist vom deutschen Kultureinfluß in diesem Sinne durch Jahrhunderte gefördert worden.

Im letzten Jahrhundert schien es nun, als wäre die Kolonisationskraft des Deutschtums zurückgegangen. Im Osten stockte die Kolonisation völlig, ja, bereits gewonnene Kolonisationsergebnisse gingen verloren. Im Westen wurden von Frankreich alte deutsche Gebiete zurückgewonnen, ohne daß sie kulturell völlig wiedererobert werden konnten.

In der außereuropäischen Welt wirkt der deutsche Kaufmann an tausend Stellen: aber erst in den letzten Jahrzehnten ging man daran, die deutschen Kolonisationskräfte in bestimmte Richtungen zu lenken und zusammenzufassen. Die alten Kolonisationsmethoden (auch diese Kaufmannskolonisation hatte ja ihre Vorgänger, wie z. B. die Hanse) waren vergessen, waren auch an dem völlig anderen Stoff nicht anzuwenden. Neue waren erst zu suchen. Die englischen galten oft fälschlich als Vorbild. Sie nachzuahmen, war schon wegen der völlig anderen Voraussetzungen im Mutterlande nicht immer fruchtbar. Dennoch war auch die überseeische Kolonisation notwendig. Die deutsche Arbeit daheim brauchte Rohstoffe, der deutsche Fleiß Absatzgebiete, der deutsche Unternehmungsgeist Betätigungsmöglichkeiten. Das deutsche Volk wuchs gewaltiger als alle anderen westeuropäischen Kulturvölker — es hatte, wie jedes Volk in dieser Lage, auf einen verhältnismäßig engen Raum eingezwängt, gewaltige Ro-

Ionisationskräfte, gewaltigen Ausdehnungsdrang in sich aufgespeichert. Es war gleichzeitig nach zwei Jahrzehnten allgemeinen Kultur- und Niedergangs wieder das geistig fruchtbarste Volk Europas geworden und hatte der Welt anerkanntermaßen etwas zu geben. Aber es war gehemmt nach allen Seiten. Allen seinen wirtschaftlichen und kulturellen Versuchen, über sich hinaus zu wirken und sein Recht in der Welt zu behaupten, wurden politische Schranken entgegengesetzt. Der Kolonisationsdrang nach dem Osten war durch solche außenpolitische Hemmungen so sehr zum Versiegen gebracht, daß man heute das deutsche Volk erst an seine alten Rechte und Pflichten nach dieser geographischen Richtung erinnern muß. Und der Drang über See, der wohl stark vorhanden war, stärker vielleicht zuzeiten, als den vorhandenen Volksbedürfnissen entsprach, war von England neidisch bewacht.

In diesem Stocken unserer deutschen Kolonisation (für die Kräfte vorhanden waren, aber nicht wirken konnten) darf man den tiefsten Grund für die inneren Schäden unserer Entwicklung, namentlich seit 1870, suchen.

* * *

Um in dem Verständnis der deutschen Kolonisationsaufgaben weiterzukommen, tut man gut, zwei Hauptrichtungen für sie zu unterscheiden, wobei natürlich der Zusammenhang im Zentrum gewahrt werden muß. Es handelt sich um jene Unterscheidung, die Eugen Würzburger* aufgestellt hat: zwischen jenem Deutschtum, das in geschlossenen Massen, bodenständig, als ein politisch wichtiger, oder gar als der zur politischen Entscheidung berechnete Bevölkerungsanteil beisammen wohnt, und jenen Deutschen im Auslande, d. h. außerhalb des Deutschen Reiches, „die nicht auf historisch gewordenem deutschem Boden, in der Diaspora, wo die deutsche Sprache nicht oder nur neben anderen Sprachen Verkehrssprache ist“, leben.

Diese Unterscheidung ist, wenn man sie in ihren weiteren Folgen durchdenkt, sehr wichtig. In weiten Kreisen des Reiches hat man sie sich noch nicht genügend klar gemacht. „Auslanddeutsche“ sind vielen, auch völkisch gesinnten Reichsdeutschen einfach alle außerhalb des Reiches lebenden Deutschen. Damit werden die Aufgaben, die jede Art von Deutschtum dem Reichsdeutschen besonders stellt, verwirrt. Würzburger sagt: „In politischer, kultureller, wirtschaftlicher Beziehung ist schon rein grundsätzlich, auch ohne Berücksichtigung der Personenzahl, die Bedeutung dieser (vereinzelt) »Auslanddeutschen« und der Wert, der auf ihre persönliche Deutscherhaltung zu legen ist, in ganz anderen Richtungen zu suchen, als dies von der ungeschmälernten Erhaltung des deutschen Sprachgebietes gilt; und ebenso verschieden sind die hierzu geeigneten Mittel und Wege. Denn soviel ist gewiß: Die Erhaltung des geschlossenen Sprachgebietes kann nur durch das Volk selbst gesichert werden, das zum Verständnis dafür erzogen werden muß, daß die sprachliche Entfremdung einer bislang zum deutschen Geistesbereich gehörigen Stadt einen nicht minder schweren Verlust bedeutet, wie die politische Abtrennung einer solchen. Die Unterstützung der deutschen Siedelungen auf frem-

* In der Monatschrift „Deutsche Arbeit“, Heft 2, 1914.

dem Boden aber ist eine im wesentlichen wirtschaftspolitische Aufgabe, deren Lösung in erster Linie der Reichsregierung überlassen werden muß.“

Die Kolonien der einen Art beherbergen also keine bodenständige deutsche Bevölkerung, sondern eine völlig fremde. Deren Assimilation wird nicht erstrebt und ist nicht möglich. Sie werden nur von vereinzelt deutschen Organisatoren und Kaufleuten beherrscht, die zumeist nur so lange Deutsche bleiben, als sie Reichsangehörige sind, und sie liefern dem Deutschtum wirtschaftliche Güter, aber nicht Menschen. Sie schaffen Mittel zur Kultur, aber nicht bodenständige Kultur selbst. Da es sich bei ihnen nicht um die unverpflanzbare Bevölkerung handelt, sind sie ersetzbar. Man könnte sie Herrschafts-, Außen-, Staatskolonien nennen.

Völlig verschieden davon sind die Volks-, die Innen-, die Kulturkolonien. In ihnen wohnt eine bodenständige, mehrere soziale Schichten des deutschen Lebens umfassende Bevölkerung, oft noch mit einer andern, rassemäßig nicht allzu verschiedenen zusammen, die entweder assimiliert oder die von den Deutschen durch Kulturarbeit gewonnen werden kann. Solche Kolonien liefern nicht nur Güter für die deutsche Volkswirtschaft, sondern auch Menschen für die deutsche Kultur. Sie stehen meist nicht in unmittelbarem politischen Zusammenhange mit dem Reiche, dafür in desto innigerem mit dem Gesamtvolke und seiner Kultur. Und sie sind unersehblich, da ihr bester Wert in der unverpflanzbaren Bevölkerung ruht, der, angelehnt an den Kern des Volkes, sein Volkstum behaupten kann und damit dem Muttervolk unmittelbar von Nutzen ist.

Dennoch ist man im Reiche begreiflicherweise geneigt, dem Verlust von Staats- und Herrschaftskolonien größere Aufmerksamkeit zu schenken als dem allmählichen Hinschwinden von Volkskolonien in Rußland, Galizien, Bosnien. Daß man es auch in Belgien zum Teil mit verloren gegangenen deutschen Volkskolonien zu tun hat, ist vom Bewußtsein der Allgemeinheit vergessen. Daß es auch für das Reich, auch wenn man es nur als Vertretung der Reichsdeutschen nimmt, nicht gleichgültig ist, ob in Bosnien die deutsche Kulturarbeit durch eine serbokroatische „Verwaltung“ abgelöst wird, mußten erst die Vorgänge vor dem Krieg und dieser selbst lehren. Und doch hätten, von den praktisch-politischen Gründen abgesehen, tiefere ideelle Längft nach dieser Richtung deuten müssen.

Gewiß: die Scheidung ist wie alle der Art ein wenig künstlich. Zwischen beiderlei Kolonien gibt es Übergänge. Eine reine Staatskolonie kann durch genug zahlreiche Einwanderung von Deutschen eine Volkskolonie werden, oder auch dadurch, daß die ursprünglich fremden Bewohner sich der deutschen Kultur anschließen: ja, beides wird, in Mischung, oft das Ziel der Staatskolonisation bedeuten. Ein sehr schwer erreichbares: so haben die Engländer alles daran gewendet, den Burenstaat durch liberale Politik und Einwanderung von Engländern zu einem Teil des Empire wie Australien oder Kanada zu machen, ohne daß es ihnen gelungen wäre.

Im übrigen hat kein anderes Volk es mit so schwierig verwickelten nationalen und Kolonisationszuständen zu tun wie das deutsche. Die andern in größerem Maßstab kolonisierenden Völker sind zum

größten Teil in einem Nationalstaat geeinigt, haben größere bodenständige Teile ihres Volkstums nicht in fremden Staaten und brauchen jene feineren Scheidungen nicht. Vom Deutschen ist durch seine besondere Lage gefordert, ob er nun Reichsangehöriger, oder als Angehöriger eines fremden Staates deutscher Volksangehöriger ist: daß er neben dem Verhältnis zu seinem Staate noch ein eigentlich nationales, nicht durch die Staatsgrenzen beschränktes Volksempfinden pflege. Und jetzt wird klarer als vorher: eben dieser Nationalstaat, unser Deutsches Reich wirkt als Nationalstaat erst dadurch, daß es, wie in der Reichsverfassung auch anerkannt ist, nicht nur für die Wohlfahrt der im Bundesgebiete vereinigten Deutschen, sondern „des deutschen Volkes“ sorgt.

4

Nun ist nicht nur klar, was die Idee der Kolonisation für das innere Leben des Staates, auch was sie für sein Wirken nach außen bedeutet. Ein Staat, der nur imperialistisch, d. h. nur um seiner selbst willen, in strenger alleiniger Befolgung des „gesunden staatlichen Egoismus“ wirkt, könnte dort Sinn und Berechtigung haben, wo der Staat alle Volksglieder umfaßt und mitverantwortlich macht und mit seinem eigenen Vorteil zugleich den der Nation schafft. Hier fiel Zweck und Mittel zusammen. Bei uns steht, solange noch irgend die ursprünglichen Ideen der Nation wirksam sind (und wer von uns wollte diesen kostbarsten deutschen Besitz preisgeben), die Sache anders. Bei uns wird der Staat neben den ihm eigenen Lebenserfordernissen immer noch den Zwecken der Volkheit dienen müssen, deutsche Machterweiterung wird nur dann organische Fortentwicklung deutschen Wesens und der deutschen natürlichen Lebensbedingungen bedeuten, also auch nur dann auf die Dauer fruchtbar wirken, wenn sie dem Wachstum der Volkheit zugleich zugute kommt. Es ist nicht anders, einen andern Weg gibt es nicht, wenn man die Zustimmung des ganzen Volkes innerhalb und außerhalb des Reiches und damit so viel deutsche Kräfte gewinnen will, wie zur Bewältigung der Riesenaufgabe: Sicherung des Deutschtums und des Deutschen Reiches inmitten einer feindlichen Welt nötig sind. Die anscheinend so ideologische Forderung, die wir hier aufstellen, ist zugleich realpolitisch im engsten Sinne: das Deutsche Reich kann nicht auf die Dauer durch sich selbst, als in sich geschlossenes, von der übrigen Nation abgetrenntes Staatsgebilde bestehen. Einmal weil ein solches selbstsüchtig-nurstaatliches Dasein Widerspruch im Reiche selbst, und nicht bei seinen schlechtesten Bürgern, finden würde; sodann weil alle Hoffnung, sich auf andere als deutsche politische Kraft zu stützen, trügerisch ist. Wir haben als Staat keine Freunde in der Welt, denen wir trauen könnten, es seien denn Deutsche oder solche, die uns als Volk lieben. Das sehen wir jetzt nur allzu deutlich, das wird durch einen Sieg Deutschlands nicht anders. Bleibt uns also, rein politisch, nichts übrig, als einzig auf uns, auf die Deutschen in der Welt, zu vertrauen. Das wird uns zugleich ideell am weitesten bringen. Wer Bismarcks Politik im Tiefsten verstehen will, muß, trotz

aller Rückversicherungsverträge, aller „Saturiertheit“ und allem staatlichen Egoismus hier ihren Kern suchen. Er, der Begründer des Reiches, sah weiter darüber hinaus als viele seiner Verehrer von heute. Das Genie bleibt nie in den Mitteln stecken, ihm ist alles Wirkliche nur Mittel.

Der schwere Fehler der letzten Jahrzehnte kann — weltpolitisch genommen — auch so ausgedrückt werden: wir schwankten zwischen einer Volkspolitik, wie sie in der Richtung unserer älteren geschichtlichen Überlieferung gelegen hätte und zu der auch Bismarck Ansätze im Bündnis mit Österreich-Ungarn geschaffen hatte — und einem im wesentlichen richtungslosen Imperialismus neuester Herkunft, der bei unserem Kraftüberschuß zwar nicht ganz unfruchtbar bleiben, aber doch nicht dauernd der alleinige Mittelpunkt unseres staatlichen Strebens werden konnte. Es ließen sich nicht dauernd die Aufgaben der mitteleuropäischen Politik, die nun einmal Deutschland vermöge seiner Lage gestellt sind, vernachlässigen, mochten auch noch so sehr die deutschen Kräfte nach anderen Richtungen angespannt sein. Dem Mangel eines deutlich erkennbaren Zentrums in unserer Weltpolitik haben wir es wohl vor allem zu danken, daß wir in der Welt so gut wie keine Freunde haben. Den anderen war unser Wachstum unheimlich: weil sie keine Richtung sahen, wurden sie alle mißtrauisch. Wir müssen uns entscheiden, wohin wir das Schwergewicht unserer Entwicklung legen wollen, ohne daß wir deshalb einseitig zu werden brauchen.

Ein letztes Mal scheint das Deutschtum vor die weltgeschichtliche Entscheidung gestellt: Imperialismus oder mitteleuropäische Kulturgemeinschaft. Was beide Programme bedeuten, ist genug gesagt worden: einem größeren Deutschland, das Englands Rolle in der Weltwirtschaft übernehmen, also eine sich selbst genügende wirtschaftliche Einheit sein soll, steht der Gedanke eines mitteleuropäischen Staatenbundes gegenüber, der „durch die planmäßige Festigung und Vergrößerung des Einflusses der verbündeten und gestaltenden, also der tüchtigsten Kräfte des deutschen Volkes in politisch befreundeten und verbündeten Staaten“* vom deutschen Volke geschaffen werden soll. Der erste politische Plan erfordert vor allem: Weiterung der Reichsgrenzen und der überseeischen Kolonien, Stärkung des deutschen Welthandels und Exports; sein Kern bedeutet: Absatzgebiete, seine Lösung ist: Deutschland an die Stelle von England, mit Rußland womöglich günstige Handelsverträge. Der zweite Plan verlangt nicht nur Zurückwerfung der Feinde, vor allem Rußlands, aus Mitteleuropa, sondern schwere Arbeit über den Krieg hinaus, und nicht wirtschaftlich-industriell allein. Er setzt Kolonisation voraus, im engsten und im weitesten Sinne: Stärkung der deutschen Kolonisationskraft im Innern, Stärkung des deutschen Kultureinflusses auf die Zwischenvölker im Osten und Südosten, auch die außerhalb des Reiches Wohnenden. Kulturarbeit im allgemeinsten Sinne also, eine, die allen Schichten des Volkes Aufgaben stellt, ist die Bedingung für jene deutsche Führung in Mitteleuropa.

* Jesser in der „Deutschen Arbeit“, 14. 3.

Im Osten und Südosten, namentlich in Österreich, wo man allmählich aus unsäglichen Wirrnissen zur Klarheit sich durchrang, konnte man schon vor dem Kriege dieses Programm erkennen. Fortgeschrittenen Deutschösterreichern war es nichts Neues.* Hier strebte man schon damals, einen Grenzbezirk zu schaffen und zu erhalten, der wehrkräftig gegen den Osten schützen und zugleich kulturell zu ihm hin vermitteln sollte, der zu Mitteleuropa und damit zur deutschen Kultur gehörte, ja, sie gegen den Osten vertrat und zugleich es ermöglichte, dem Osten nahezukommen, ihn zu verstehen und ihm damit überlegen zu sein. Dort konnte man die Voraussetzungen zu solcher völkischen Arbeit, wenn sie gedeihen sollte, kennen lernen: einmal mußte innere Autorität errungen werden, die durch äußere gestützt, aber nie ersetzt werden kann, es galt also strengste Arbeit an sich selbst, kulturelle Stärkung und Hebung mit allen Kräften. Sodann aber sollte an den Grenzen alle deutsche Macht — damit sie kolonisationsartig wirken könne — um eines höheren, den Kolonisierenden und Kolonisierten gemeinsamen Zweckes willen, nicht als Selbstzweck ausgeübt werden. Im deutschen Osten und Südosten war man zu schwach, allein ein so gewaltiges und neues Programm durchzuführen. Im Gesamtdeutschtum aber, wo so viele politische Kräfte brach lagen, hatte man zu wenig Führung mit den Kolonisationsaufgaben der Nation.

Es gab viele wahrhaft national empfindende und wertvolle Deutsche, die unter Zweifeln und Sorgen fragten: Werden uns die Worte: Volk und Vaterland nicht zur Phrase? Sie fühlten alle jene Widersprüche zwischen den alten nationalen Idealen und den neuen Wegen, die man zu ihnen zu gehen glaubte, und fanden, diese „Partei der Parteilosen“, die Stelle nicht, wo sie ansetzen sollten. Sie sahen die Aufgaben, die ihnen ihre besondere nähere Umgebung stellte: Reform auf diesem und jenem Gebiete, Erziehungsarbeit an sich und andern, Sach- und Fachorganisation nach besten Kräften und in möglichst guter deutscher Echtheit: aber sie suchten zum Teil vergebens nach einer Aufgabe, in der sie ihre Sonderarbeit mit der aller Volksgenossen vereinigen konnten; nach einem höchsten, im eigentlichen Sinne nationalen Ziele, in das ihr persönlichstes Streben als Politik im reinsten Sinne restlos münden konnte, ohne Wesentliches preisgeben zu müssen. Sie gerieten bei solcher Suche immer wieder in Parteisackgassen. Das Widersinnigste geschah: Kulturarbeit und politische Arbeit wurde geradezu geschieden: sie, die doch eine ohne die andere sinnlos blieben. So ragten allenthalben edle Anfänge nationaler Arbeit, gleichsam Torf in deutsche Leben, alle das Erzeugnis gleichen Geistes und Willens, aber ohne die verbindenden Wölbungen, die erst das hohe von allen ersehnte Gebäude geschaffen hätten. Aus solchen Zweifeln und Sorgen wurden die schlimmsten Kämpfe um die Jugend und in ihr selbst geboren. Und hier war es, wo die Ideale der deutschen Jugend in die ernstesten Gefahren gerieten.

Der große Krieg hat alle Zweifel und Sorgen durch die erlösende Tat geendet. Aber sollen sie für immer getilgt sein, dann bedarf es

* S. die letzten Jahrgänge der Monatschrift „Deutsche Arbeit“, Prag.

des erlösenden Handelns, der gemeinsamen Aufgaben, in die alle persönlich-geistig-kulturelle Arbeit münden kann, der beseligenden Einheit zwischen Einzelleistung und nationalen Pflichten — auch über den Krieg hinaus: dann bedarf es der Kolonisation. Sie knüpft den einzelnen an die Volkheit, macht völkische Arbeit zum persönlichen Erlebnis; sie heiligt alle staatliche Wirklichkeit durch die ewigen Ideale der Volkheit.

5

Die Mittel der deutschen Kolonisation im einzelnen? Sie sind unendlich vielfältig wie das Leben der Nation selbst. Auf die Richtung kommt's an, in der sie angewandt werden.

Der Kern aller deutschen Kolonisation, ihre festeste Stütze und ewige Kraftquelle wird sein und bleiben: Bauernarbeit. Land für die Bauern muß geschaffen werden, billiger Boden auch für den Nichtbauern, Lebensraum für die Jugend. Auf Neuland, das wir früh besiedeln können, werden sich alle Ansichten der „Reformer“ erproben, alle Wünsche einer neuen deutschen Jugend klären und festigen können. Die Sehnsucht von Tausenden wird erfüllt, tausenden Deutscher wird Heimstätte, Beruf, Lebensziel geschaffen sein, unendlich viel reine Freude, schöpferische Kraft wird der Nation aus solchem Neuland zufließen. Schafft Bauernland!*

Dann: der Kaufmann und technische Organisator folge in erster Linie jenen alten mitteleuropäischen, dann südöstlichen Kolonisations- und Kulturwegen, die der deutsche Bauer gegangen ist. Die starken Kolonien in Galizien und Bosnien, die wertvolle Brücken bauen konnten, hätten ganz anders gedeihen können, wenn ihnen Geld zum Landankauf zur Verfügung gestanden hätte. Wenn auch nicht für die nächste Zukunft, so doch sicher für die fernere, würde sich solche Wirtschaftspolitik nicht nur national, auch rein wirtschaftlich besser bezahlt machen als üppigste Gewinne nach englischem Muster. Wirtschaftliche Arbeit um ihrer selbst willen, ohne kulturelle Weihe, treibt dem englischen Abgrund zu, nur wirtschaftliche Arbeit im Amte der Nation ist auf die Dauer fruchtbar. Wenn wir namentlich die kleinen anlehnungsbedürftigen Völker im Osten und Südosten kulturell nicht nach besten Kräften organisieren helfen, werden wir bald wieder durch Wettbewerber verdrängt, die jetzt unsere Feldgrauen mit ihren Leibern von den Grenzen drängen müssen.*

Das deutsche Volk steht an der Wegscheide.

Der eine Weg ist von unserem bewußtesten Gegner so klar gezeichnet, daß man ein Schema wagen kann.

Weltkapitalismus	Kolonisation mit dem Schwergewicht in Mitteleuropa
Industrialismus an der Spitze	Gerechter Ausgleich mit der Landwirtschaft
Abhängigkeit von den Kolonien	Gesunde Autarkie

* S. die Schrift von Joh. Marbod: Eine Frage! Wie erhalten wir der Zukunft die erhebenden Kräfte dieses Krieges? Berl. Jul. Springer, Berlin 1915.

Unverhältnismäßiger Gewinn einzelner	Gemeinsame Aufgaben und Belohnung für alle
Bodennot	Genügend Heimstätten
Sinken der Volksgesundheit	Starke Menschen
Geburtenrückgang	Gesundes Wachstum des Volkes
Mangel an Wehrkraft	Wehrfähigkeit
Wirklicher, nicht preußischer „Militarismus“ statt Wehrwilligkeit, Rüstungsfieber	Ruhige Bereitschaft und selbstverständliche Pflichterfüllung
Vertiefung der sozialen Gegensätze	Vertrauen zwischen Führenden und Geführten
Mangel an Nationalismus	Heimats-, Vaterlands-, Volksliebe, Einigung vor entscheidenden Aufgaben
Erziehungsmängel	Eine kraftvolle Jugend
Verfagen der inneren Produktivität	Entwicklung der Kulturarbeit
Schädliche Wirksamkeit in der Welt	Erschließung von kulturellem Neuland, Kulturzeugung
Verlust des Weltberufes	Dauerndes Wirken einer idealen Aufgabe

Es ist schon ohne uns gesorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen. Selbst wenn Wille und Erkenntnis des ganzen Volkes für den unenglischen Weg zu gewinnen wäre, kämen wir doch immer nur jenes Stück auf ihm vorwärts, der Menschenkräften beschieden ist. Um so mehr müssen wir alles in uns aufbieten, ihn möglichst klar zu sehen und zu wollen.

* * *

Kleingläubige melden sich. Kolonisation? Wir verstädterten Deutschen? Woher die Menschen nehmen? Hat man nichts von Landflucht und Geburtenrückgang gehört? Wer will Bauernarbeit tun? Das Leben gleichsam von vorn anfangen, da man es so verfeinert und verkünstelt schon allenthalben geschmeckt hat? Einfach sein, im Arbeiten und Genießen naturgemäß, genügsam: da man sich an Unrast, viel Geld, Vergnügen, Unnatur allenthalben so sehr gewöhnt hat? Welche Umkehr, welches Umlernen und Umdenken wäre nötig, um das alles zu erzielen! Welche Erneuerung des ganzen Menschen!

Schon wer vor dem Kriege so fragte, kannte unser Volk, namentlich unser Großstadtvolk nicht; diese zweite Generation vom Lande, die Schrebergärten anlegte, diese Großstadtjugend, die arbeitsfreie Tage zu Wanderungen verwendete und keine willkommeneren Lagerstatt wußte als eine Bauernscheune, diese Arbeiter, die, wenn irgend möglich, sich ein Häuschen mit einem Stückchen Feld erwarben, um es nach Feierabend zu bestellen. Der wußte nicht, wieviel echte Naturfreude und Sehnsucht in allen Schichten unseres Volkes lebte, die nur darauf harrte, erlöst zu werden. Der kannte aber vor allem unsere Jugend nicht!

Wer will sagen, wieviel von dieser Erlösungshoffnung in der

* S. die Aufsätze von Carl Jentsch in den Grenzboten. Ferner: Mehr Güter oder mehr Menschen? Verlag: Deutsche Arbeit, Prag 1912.

Erhebung der Augusttage lebte? Als wir die Scharen ziehen sahen, mit dem Liede von Kameradschaft und Heimat, sehnsüchtig und voll Dankbarkeit, daß wir Deutsche sind: da lebte in uns ein Gefühl auf, das so sicher nicht zufällig war, als wir alle durch eine Not verbunden sind. Land zum Pflügen! forderten die dröhnenden Schritte und entschlossenen, ernstesten Gesichter. Land zum Säen für unsere Kinder und Kindeskinde! Darum soll unser Blut fließen, darum gehen wir in Sieg und Tod! So brauchte uns nicht bange zu sein: sie kämpfen um ihr Heiligstes und Letztes.

Bei Gott, so sind sie aber auch, wenn sie durch Not und Tod gegangen sind, etwas Besseres wert als die wirtschaftliche Unfreiheit nach englischem Vorbilde. Laßt uns soviel Freie wie möglich erstreben! Sie haben's um uns verdient.

Später kamen dann die jungen Regimente, die Freiwilligen. Wundervolle, kühlklare Herbsttage traten vor die Erinnerung, an denen junge Gestalten über eine Hochwiese Wette liefen, Abende, an denen sie im Feuer standen und mit starker, reiner Inbrunst sich allem Hohen weiheten, das in ihnen lebte: vor allem aber ihrem Volk und Vaterland. Fahrten im deutschen Lande wurden wieder wach, mit alten feinen Liedern, mit der unversiegliehen deutschen Wanderlust in allen Gliedern, mit dem klogigen Übermut und dem heiligen Ernst junger Herzen, und vor allem mit der großen feurigen Liebe zu Wald, Heide, blauen Fernen und dieser ganzen schönen deutschen Heimat. Nun ging's auf die ganz große Fahrt. Für viele auf die letzte: welche heilige Erfüllung dieses heiligen Frühlings!

Wer noch kleingläubig blieb, als er das miterlebte, der gehört zu den rettungslos Zuhausegebliebenen, den geistig-seelisch hinter dem Ofenen Verkrochenen.

Draußen wird man unzählige Male an die Wanderjugend erinnern. Nicht, daß nun alle ihre Blümenträume in der blutigen Wildheit dieses Kriegslebens reiften: das Menschlich-Allzumenschliche drängte nach den ersten hohen Wochen ans Licht, und wer jene Wünsche und Hoffnungen so einfach nahm, hatte sie mißverstanden. Alle ihre feinere Entfaltung ist vielleicht sogar auf lange gehemmt, wo täglich die Erhaltung des bloßen Daseins und des Postens vor dem Feinde Gewinn bedeutet. Aber wer die tiefen Beziehungen zwischen dem Geiste jener Jugend und dem Geiste unseres Heeres im Felde nicht spürt, der sieht eben nur kleine Ausschnitte und Einzelheiten. Alle jene überquellende Romantik, die letzten Endes Überschuß an inneren Kräften ist, die schon vor dem Kriege allenthalben im Volke unter vieler verdorbener Sentimentalität und entmutigter Dumpsheit lebendig war, jene Naturfreude der Soldatenlieder, die immer wieder zu den „Vöglein im Walde“, zum „grünen Klee“ und „Morgenrot“ zurückkehrt, blüht nun im Felde überreich auf.

Es ist hier durchaus nicht von rein „ästhetischen“ Erlebnissen die Rede, obwohl die meisten innerlich erstaunlich ruhig und gelassen bleiben und, schon durch die Kriegsarbeit dazu angeleitet, viel mehr sehen, aufnehmen, beobachten, als man von vornherein erwarten sollte. Wieviel gilt es ins Gelände zu spähen, neblige Morgen oder dämmernde Mondschatten zu durchdringen, in nächtliche Stille zu horchen: wenn auch alle Sinne dabei auf Wachsamkeit eingestellt, aufs äußerste angespannt sein mögen: Reiz und

Kraft der Natur selbst strömt doch mit in sie ein. Aber jenes Naturerleben geht tiefer: bis zu jener noch nicht gestorbenen Liebe, welche in Scholle, Wald, Feld und freiem Land den Urgrund alles Lebens, welche hier Heimat und Mutterkraft verehrt. Diese Ehrfurcht, deren Sprache uns Wanderern aus den Städten so wohl bekannt ist, klingt aus den Erzählungen der „Gebildeten“ wie aus den Äußerungen einfach-praktischer Leute nun auch überall im Felde heraus. Als wir in Polen das liederlich bestellte, reiche Land in vorzeitiger Frühlingssonne sahen, da fingen unsere Leute, die Eisenbahner, die Soldaten, die Landstürmer, immer wieder an: „Das schöne Land! Schade drum!“ Sie empfanden die Vergeudung und Mißhandlung des Bodens als Sünde. Daß sie oft die Gaben der Erde vergeuden müssen, bedauern sie. „Auf Getreide müssen wir schlafen, das war noch nicht ausgedroschen!“ Dazu kommt die Teilnahme an den Tieren. Ein Dachdecker, der schon lange in einer westlichen Großstadt lebt, erzählt mir, trotzdem er geradenwegs aus dem Granatfeuer verwundet kommt und den schrecklichen belgischen Anfang mitgemacht hat, von nichts mit größerer Eindringlichkeit als von dem Vieh, das sie zum Skelett abgemagert und kaum noch lebend in verlassenen Ställen gefunden haben. Alle die Verwundeten, die ich als Pfleger kennenlernte, beschäftigten Fragen, die mit Pflügen, Säen, Ernten zusammenhängen, im Westen wie im Osten.

Ein italienischer Beobachter hat mit großem Erstaunen davon gesprochen, daß die verstädterten, glattrasierten Deutschen in den Schützengräben etwas von teutonisch-blonden Kraftgestalten bekommen hätten; daß gleichsam eine alte, nur verdeckte Rasse wieder zum Vorschein komme. In eine weniger mit Vergleichen redende Sprache übersetzt heißt das ganz richtig: wir erfahren jetzt, daß die meisten von uns im zweiten oder dritten Geschlecht vom Lande stammen; daß fast unser aller Großväter oder Urgroßväter Bauern oder Ackerbürger waren. Diese bäuerliche Urkraft, die uns im Frieden bei unserem industriellen Aufschwung in Mietkasernen nicht zufrieden werden ließ, die bricht nun mit herrlicher Gewalt hervor: wirklich eine Erneuerung des ganzen Volkes vor den Aufgaben der Stunde.

Aus einer angeschossenen Scheune des französischen Dorfes hinter der Front schallt der Saft von Dreschlegeln. Vergnügt treiben Feldgraue Rinder vorüber. Unsere Führer, zwei Unteroffiziere, zeigen uns stolz „ihre Wirtschaft“: die Pferde und Kühe im Stall, der nie so sauber aufgeräumt war wie jetzt in der Zeit des deutschen „Aberfalls“, das Schwein im Kober, das Stroh und Heu auf dem Boden. Ob sie zu Hause etwas mit Landwirtschaft zu tun hätten? Der eine ist Lehrer, der andere Kaufmann. Hinter dem Haus, auf dem Hügel aber schreitet ein Feldgrauer bedächtig hinter dem Pfluge.

Dieser pflügende Soldat, dem man draußen sehr oft begegnet, ist ein Symbol.

Laßt dieses Sinnbild in den Frieden wirken, und ihr gewinnt den Glauben der Jugend und den des Volkes, von dem die Jugend Kunde gab.

Dr. Hermann Ullmann

Titel der bis jetzt erschienenen Flugschriften:

1. Vom Schenken, von Avenarius, Paul Schulze-Naumburg u. a. (10 Pfg.).
2. Wann glücken Volkstunstabende, von Franz Diederich (20 Pfg.).
3. Wohnungskultur, von S. Muthesius (10 Pfg.).
4. Volkskonzerte, v. Eug. Thari (10 Pfg.).
5. Vom häuslichen Vorlesen, von Franz Diederich (20 Pfg.).
6. Hausbibliotheken, von Avenarius (10 Pfg.).
7. Wie gewöhnt man an guten Lesestoff, von Franz Diederich (40 Pfg.).
8. Klavierpielapparate, von Richard Batka, Obrist u. a. (10 Pfg.).
9. Vom heutigen Kunstgewerbe, von Fritz Schumacher (10 Pfg.).
10. Von der Zukunft des Konzerteswesens, von Richard Batka (10 Pfg.).
11. Die Anlage des Landhauses, von Herm. Muthesius (10 Pfg.).
12. Theater im Freien, von Franz Diederich (20 Pfg.).
13. Der Geist im Hausgestühl, Ausstattungsbriefe von Friedrich Naumann (10 Pfg.).
14. Wandern und Reisen, von Herm. Desse, Avenarius, Franz Diederich u. a. (20 Pfg.).
15. Ueber die Pflege des Heimatlischen im städtischen und ländlichen Bauwesen, von S. Henrici (10 Pfg.).
16. Vom protestantischen Kirchenbau, von Richard Bürkner (20 Pfg.).
17. Vom Luxus, von Wilhelm Bode (10 Pfg.).
18. Die Grundzüge der modernen Denkmalspflege, von Konrad Lange (10 Pfg.).
19. Die Dorfkunst und die Gebildeten auf dem Lande, von D. Schwindrazheim (10 Pfg.).
20. Denkmalspflege auf dem Lande, von Gohfeld (10 Pfg.).
21. Echte Farben für Stoffe, von Paul Kraus (10 Pfg.).
22. Von der Einföhrung, von Auguste Fischer (20 Pfg.).
23. Wie einer die Schönheit der Kleinstadt fand, von D. Schwindrazheim (10 Pfg.).
24. Der Hausgarten, von Victor Jobel (10 Pfg.).
25. Jugendkonzerte, von Arthur Liebscher (10 Pfg.).
26. Kleinhandel und Kultur, von Johannes Buschmann (10 Pfg.).
27. Kinderliederbücher, von Eugen Thari (10 Pfg.).
28. Vom Geistesreichsein, von Arthur Bonus (10 Pfg.).
29. Regelmäßige Kirchenkonzerte von Gustav Langen (10 Pfg.).
30. Vom Stedenbleiben, von Avenarius (10 Pfg.).
31. Theaterstücke für Dilettantenhühnen, von Franz Diederich. (50 Pfg.).
32. Alte Städtebilder — moderner Verkehr, von Carl Rehorst (80 Pfg.).
33. Aufgaben des Heimatschutzes, von Paul Schulze-Naumburg (30 Pfg.).
34. Was Restaurieren, von F. Kemp (20 Pfg.).
35. Summaritätsexercizei von Karl Otto Erdmann (10 Pfg.).
36. Ländliche Volkshochschulen von Fr. Lembke (10 Pfg.).
37. Regiesünden von Eug. Allan (10 Pfg.).
38. Hansgreuel von Avenarius (10 Pfg.).
39. Die Erhaltung unserer Tierwelt von Hermann Böns (10 Pfg.).
40. Reklame und Kultur von Avenarius (10 Pfg.).
41. Wahrheitswert und Phantasiewert von Karl Otto Erdmann (10 Pfg.).
42. Schutz der Grabdenkmäler und Friedhöfe von Paul Clemen (50 Pfg.).
43. Photographie und Kunst von Ludwig Hartning (10 Pfg.).
44. Vom Papier zum Leben! von Hedwig Meuler-Wafer u. Robert Henfeling (10 Pfg.).
45. Das Freilegen und Umbauen alter Kirchen von Cornelius Gurllitt (20 Pfg.).
46. Die deutsche Gesetzgebung auf dem Gebiete des Heimatschutzes von F. B. Wredt (20 Pfg.).
47. Vereinskunst von Gustav C. Pazzaurel (50 Pfg.).
48. Die deutsche Landschaft von Friedrich Nagel (30 Pfg.).
49. Jugendwanderungen von Oskar Schwindrazheim (30 Pfg.).
50. Schiller als ästhetischer Erzieher von A. von Gleichen-Ruhwurm (15 Pfg.).
51. Gedanken über Schulfeiern von Hermann Lorenz (30 Pfg.).
52. Die Kultur in den Turnvereinen von Karl Mödler (30 Pfg.).
53. Ueber Friedhofsanlagen und Grabdenkmale von Hans Gräffl (M. l. —).
54. Briefmarken sind keine Kleinigkeit von Avenarius (15 Pfg.).
55. Kleine Freiheiten von Karl von Mangoldt (15 Pfg.).
56. Groß-Berlin von Berg (15 Pfg.).
57. Schutz den Raubvögeln! von Bräp (15 Pfg.).
58. Urheberrecht und Urheberschaft von Avenarius (30 Pfg.).
59. Das Volkshochschulwesen von Sudo M. Hartmann (15 Pfg.).
60. Über Ausdruckskultur von Ferdinand Avenarius (15 Pfg.).
61. Programme für Dichterabende (75 Pfg.).
62. Die Erhaltung der Pflanzenwelt von Anton Thümer (20 Pfg.).
63. Die Kultur der Frührenaissance in Florenz von Val. Scherer (15 Pfg.).
64. Vom Kinderspielzeug von Max Wretfeld (30 Pfg.).
65. Beispiele für Konzertprogramme (30 Pfg.).
66. Christliche Kunst von Gustav Langen (15 Pfg.).
67. Park und Friedhof von E. Högg (75 Pfg.).
68. Ländliche Wohlfahrtspflege von Ernst Kühn (75 Pfg.).
69. Denkmalschutz und gärtnerische Anlagen vom Standpunkte des Städtebaues von Goede (15 Pfg.).
70. Ueber Gartenkunst und Denkmalspflege von Grabmann (15 Pfg.).
71. Einfluß der Vegetation auf die Baudenkmäler von G. Hager (30 Pfg.).
72. Käuferpflichten von Heinrich Hertner (15 Pfg.).
73. Baumpredigt von Jos. Aug. Dux (50 Pfg.).
74. Gegen die Farbedrucke von Ferdinand Avenarius (15 Pfg.).
75. Erziehung zu guten Büchern von Oswald Trost (15 Pfg.).
76. Gehen und Sehen von Oskar Schwindrazheim (15 Pfg.).
77. Verzeichnis guter billiger Bücher (10 Pfg.).
78. Heimatschutz, Baukunst und Industrie von E. Högg (60 Pfg.).
79. Die staatsbürgerliche Bedeutung der Qualitätsarbeit von Ad. Wetter (15 Pfg.).
80. Vogelausrottung für Frauenputz von C. S. Schillings (15 Pfg.).
81. Die weibliche Handarbeitsschule und Haus. Von Margot Grupe (15 Pfg.).
82. Vom klaren Denken. Von Karl Otto Erdmann. (15 Pfg.).

91. Wie gründet und leitet man Chorgesangsvereine? Von Georg Göhler. (15 Pfg.).
92. Schmüden und Gestalten. Von Ferdinand Avenarius. (15 Pfg.).
93. Jungmädchenart. Von Hedwig Heuler-Waser. (15 Pfg.).
94. Das Papsttum und die Kultur der Renaissance. Von Valentin Scherer. (30 Pfg.).
95. Die deutschen Schutzvereine und der Dürerbund. Von Emil Lehmann. (30 Pfg.).
96. Merkpunkte zum vollstündlichen Bibliothekwesen. Von Walter Hofmann. (30 Pfg.).
97. Frohe Ruhestunden. Von Leo von Egloffstein. (30 Pfg.).
98. Naturschutzgebiete. Von G. Conwenz. (30 Pfg.).
99. Ultramalerei. Von Albert Lamm (12 M.).
100. Der Kinematograph als Volksunterhaltungsmittel von Robert Gaupp und Konrad Lange. (30 Pfg.).
101. Theaterstücke für Dilettantens Bühnen. II. Auslese. (40 Pfg.).
102. Hilfsmittel zu Weihnachtsfeiern in Vereinen, in Schule und Haus. (30 Pfg.).
103. Leichtes zum Lesen. Für anspruchsvollere Leute. (Eine erste Bes.). (30 Pfg.).
104. Die Renaissance an italienischen Fürstentümern. Von Val. Scherer. (30 Pfg.).
105. Wertvolle Bücher für Kinder. Von Herm. B. Köster. (40 Pfg.).
106. Ratschläge für vaterländische Feste. Zur Jahrhundertfeier der Befreiungszeit (60 Pfg.).
107. Einfache städtische Neubauten in Dresden. Von Hans Erlwein. (75 Pfg.).
108. Die Erhaltung der Heimatsschönheit auf dem Lande. Von Hempel. (30 Pfg.).
109. Selbstverständliches u. Nachdenkliches aus einer Theaterleitung. Von Professor Gregori (30 Pf.).
110. Technisches aus der Denkmalpflege. Von Hoffelbt (15 Pf.).
111. Moderne Ladeneinbauten in alt. Häusern. Von Professor Högg (60 Pf.).
112. Der Backsteinbau und seine Wirkung in der Landschaft. Von Prof. Stiehl (50 Pf.).
113. Die Baukunst als Wissenschaft. Von Prof. E. Högg (15 Pf.).
114. Vaterländische Festspiele und ihr Gegenteil (30 Pfg.).
115. Vogelschutz im Walde. Von Schinzinger (30 Pfg.).
116. Rationale und soziale Jugendepflege. 4 Aufsätze. (50 Pfg.).
117. Heimatschutz in die deutschen Kolonien! Von Krämer-Bannow (30 Pfg.).
118. Naturschutz und die Jugend. Von L. Schwarz (15 Pfg.).
119. Gegen den Mißbrauch des Vaterländischen in Jugendschriften (60 Pfg.).
120. Die Verunreinigung der deutschen Gewässer, ihre Bedeutung und ihre Verhütung. Von Dr. med. Gg. Bonne. (30 Pfg.).
121. Warum und wie sollen wir Glad feiern, von Dr. Max Arenb. (30 Pfg.).
122. Landerziehungsheime. Was sie sind und was sie werden könnten. Von Otto Gregerz (15 Pfg.).
123. Vom Kaufen und Schenken edler Ware. Von Joseph Popp (10 Pfg.).
124. Der Wasserbau in seinen Beziehungen zur Denkmalpflege und zum Heimatschutz. Von Schaumann und Cassimir (20 Pfg.).
125. Der Kleinwohnungsbau. Mit Ansichten und Plänen. Von A. Schneegaß (80 Pfg.).
126. Zweck und Ziele des Männergesangs. Von P. Besser (15 Pfg.).
127. Die Frau und der Krieg (20 Pfg.).
128. Die Aufgaben der Kinematographie in diesem Kriege. Von G. Häfner (20 Pfg.).
129. Ueber klassiker-Ausgaben 75 Pfg. (Sonderausgabe nur für Mitglieder des Dürerbundes 30 Pfg.).
130. Billiger Besatzstoff für Gazarotte und Feldtruppen 50 Pfg. (Sonderausgabe nur für Mitglieder des Dürerbundes 30 Pfg.).
131. Einbrüche eines Neutralen in Belgien. Von Eugen Probst 60 Pfg. (Sonderausgabe nur für Mitglieder des Dürerbundes 40 Pfg.).
132. Der Schutz der Kunstdenkmäler im Kriege. Von Paul Clemen 40 Pfg. (Sonderausgabe nur für Mitglieder des Dürerbundes 20 Pfg.).
133. Kreuze für Feldgräber 75 Pfg. (Sonderausgabe nur für Mitglieder des Dürerbundes 40 Pfg.).
134. Denkmale. Von F. Avenarius. 25 Pfg. (Sonderausgabe nur für Mitglieder des Dürerbundes 15 Pfg.).
135. Unser Deutschtum und der Fall Spitteler. Von Wolfgang Schumann. 60 Pfg. (Sonderausgabe nur für Dürerbundmitglieder 45 Pfg.).
136. Der Heimatschutzgedanke und die Urbarmachung der Debsländereien durch Kriessgefangene 25 Pfg. (Sonderausgabe nur für Mitglieder des Dürerbundes 15 Pfg.).
137. Das Schrifttum der Gegenwart und der Krieg. Von Wolfg. Schumann, 40 Pfg. (Sonderausgabe nur für Dürerbundmitglieder 20 Pfg.).
138. Dessenliche Unterhaltungsmusik in Deutschland. Von Paul Marfop. 25 Pfg. (Sonderausgabe nur für Mitglieder des Dürerbundes 15 Pfg.).
139. Denkmäler für unsere Krieger. Von Dr. Berner Lindner. 50 Pfg. (Sonderausgabe nur für Mitglieder des Dürerbundes 40 Pfg.).
140. Krieg und deutsche Mode. Von Rudolf Woffelt, 30 Pfg. (Sonderausgabe nur für Mitglieder des Dürerbundes 20 Pfg.).
141. Von der Gerechtigkeit der deutschen Sache. Von Paul Ratorp. Preis 40 Pfg. (Sonderausgabe nur für Mitglieder des Dürerbundes 30 Pfg.).

